

# *Esther Broders*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Laos

vom 5. November bis 16. Dezember 2007

# **Langsam wachgeküsst: Das Ende des Dornröschenschlafs in Laos**

Von Esther Broders

Laos, vom 5. November bis 16. Dezember 2007



# Inhalt

1. Zur Person	86
2. Sabaidee Vientiane!	86
3. Das Land dazwischen	87
4. Spannende Zeiten – Laos auf dem Weg in die Zukunft	88
5. „Wir liegen voll im Soll.“	89
6. Die Straßen von Vientiane...	91
7. Traumberuf Buchhalter	92
8. Von Holzwürmern und Knallfröschen	93
9. Mulberry Farm	97
10. „Hier gibt es ja nicht viel zu sehen.“	100
11. Existenzgründer dringend gesucht!	101
12. „Ich bin Geschäftsmann und kein Wohltäter.“	102
13. Die Entwicklung der Tourismusbranche	105
14. Beatles, Pizza, Sitcoms	106
15. Die andere Seite	107
16. Die Akha-Experience	108
17. „Im Moment sitzen noch nicht viele im Boot.“ – Die soziale Schere in Laos	111
18. Tierfutter und Mangos aus dem Grünen Dreieck	114

19. Ist das hier schon China oder was?	118
20. Der Mekong, die „Mutter aller Flüsse“	119
21. „Wasser ist Macht, und Wasser ist Geld.“	120
22. Jede Menge Notizen	123
23. Schatten der Vergangenheit	126
24. „Diese Aufgabe wird nie ganz erledigt sein.“	127
25. „Weißer Pfosten bedeutet: Sicheres Gelände“	128
26. Wie Santar wieder laufen lernte	131
27. Was bleibt?	134

## 1. Zur Person

Los ging es 1974 an der Nordseeküste, wo ich es besonders eilig hatte und als Ferienkind auf die Welt gekommen bin. Ein Nordlicht bin ich aber trotzdem nicht, denn von dort gings direkt weiter in den Westen. Aufgewachsen bin ich mitten im Ruhrpott in Essen. Nach der Schule hat es mich dann ins Rheinland verschlagen. In Köln habe ich Anglistik, Germanistik und Geschichte studiert und nebenbei als Reporterin bei Radio Erft gearbeitet. Vier Jahre habe ich für den Lokalfunk über Michael-Schumacher-Fanclubs in Kerpen, über Jugend-Initiativen in Brühl oder den größten Tulpenzüchter von Hürth berichtet. Nebenher habe ich Praktika bei anderen Sendern gemacht. So bin ich irgendwann auch bei der Deutschen Welle gelandet. Und da bin ich bis heute geblieben – habe ein Volontariat absolviert, ein Jahr als Jungredakteurin gearbeitet und bin seit mittlerweile fast fünf Jahren als Freie in der Redaktion Zeitgeschehen / Politik von DW-Radio.

## 2. Sabaidee Vientiane!

„How are you? Where are you from?“ Ich schaue erstaunt zur Seite um zu sehen, wer mich da angesprochen hat. Denn eigentlich kenne ich hier ja noch niemanden. Ich habe erst vor wenigen Sekunden laotischen Boden betreten – und gehe gerade in der schwülen Nachmittagshitze über das Rollfeld aufs Flughafengebäude zu. Nach einem zweiten Blick erkenne ich die junge Frau, die neben mir herläuft, mich freundlich anlächelt und offensichtlich auf eine Antwort wartet. Sie saß im Flieger von Bangkok nach Vientiane nur zwei Reihen von mir entfernt. Gemeinsam laufen wir weiter.

Sie heißt Milla, ist Anfang zwanzig und stammt gebürtig aus Vientiane. Aber jetzt kommt sie als Besucherin.

Seit vier Jahren war Milla nicht mehr in ihrer Heimat, sie lebt in Seattle im Westen der USA. Dort arbeitet sie in einem Thai-Restaurant: „Ich sehe asiatisch aus, da merkt keiner, dass ich eigentlich Laotin bin“. Sie lacht. Milla möchte in den USA bleiben, bald wird sie dort ihren amerikanischen Freund heiraten. Heimweh nach Laos hat sie trotzdem. Ihre Eltern und die drei Geschwister leben hier, und jetzt ist der Vater schwer erkrankt. Deshalb ist Milla nach Hause gekommen. Sie ist aufgeregt und freut sich darauf, ihre Familie wieder zu sehen. Und sie ist gespannt, wie sich Vientiane verändert hat, seitdem sie zum letzten Mal da war. „Vier Jahre sind eine lange Zeit“, sagt sie – und fügt hinzu: „Die Uhren drehen sich hier mittlerweile viel schneller als damals. Meine Mutter meinte am Telefon, ich würde die Stadt nicht wieder erkennen.“

Dass sich in Laos in den letzten Jahrzehnten tatsächlich einiges verändert hat, das merkt man gleich bei der offiziellen Einreise: „Herzlich Willkommen in Vientiane“ – so begrüßt mich der Beamte am Immigrations-Schalter und lächelt dabei freundlich. Das Durchsehen meiner Papiere dauert vielleicht zwei Minuten, das Visum kann man sich im Notfall noch vor Ort ausstellen lassen. Gäste sind hier willkommen, und das lässt man sie auch spüren. Das war nicht immer so. Zeitweise wurden Touristen gar nicht ins Land hineingelassen, und von dem, was sich unter der seit Mitte der 70er Jahre regierenden kommunistischen Führung abspielte, sollte die internationale Öffentlichkeit so wenig wie möglich mitbekommen. Jahrelang versteckte sich Laos hinter dem so genannten Bambusvorhang. Erst seit Mitte der 80er Jahre zeichnet sich ein langsamer Wandel ab. Stück für Stück fing die Parteiführung an, das Land zu öffnen und zu reformieren. Dieser Prozess dauert bis heute an.

### 3. Das Land dazwischen

Laos gehört zu den am wenigsten entwickelten Ländern einer insgesamt boomenden Region. Es ist außerdem das einzige Binnenland Südasiens – ein deutlicher Wettbewerbsnachteil gegenüber der starken Konkurrenz. Und Laos ist dazu ein vergleichsweise kleiner Staat, umgeben von größeren und wirtschaftlich viel bedeutenderen Nachbarn, allen voran China, Thailand und Vietnam. „Pufferstaat“, „vergessenes Land“ oder „das Land dazwischen“ – so wird Laos deshalb oft bezeichnet. Insgesamt leben knapp sechs Millionen Menschen aus offiziell fast 50 verschiedenen Ethnien in Laos. Und das auf einer Fläche, die ungefähr der der alten Bundesländer in Deutschland entspricht. Laos ist damit eines der am dünnsten besiedelten Länder des bevölkerungsreichsten Kontinents. Mehr als drei Viertel aller Laoten leben auf dem Land. Größere Städte gibt es wenige. Die Hauptstadt Vientiane ist mit 600.000 Einwohnern inklusive der Außenbezirke die größte – und doch nicht zu vergleichen mit anderen Hauptstädten der Region.

Vientiane war auch der Ausgangspunkt meiner Reise. Von dort aus bin ich für ein Wochenende ins 150 Kilometer entfernte Vang Vieng gereist und habe mich dann schrittweise weiter nach Norden hochgearbeitet: zuerst mit dem Flugzeug nach Xieng Khouang und dann in drei Tagesetappen per Bus weiter nach Luang Prabang, Oudomxay und schließlich Luang Namtha an der chinesischen Grenze. Die meisten Wege im Land werden per Bus zurückgelegt, zwischen den Provinzen gibt es tägliche und sehr preisgünstige Verbindungen. Wenn man allerdings nicht das Glück hat, in einem so genannten VIP-Bus zu sitzen – dort gibt es Klimaanlage und keine Zwischen-

stops – sondern in einem lokalen Bus, dann muss man in Kauf nehmen, dass man wie in einer Sardinenbüchse eingequetscht sitzt. Denn hier wird kein Zentimeter Platz verschenkt – selbst im Mittelgang werden Plastikstühle aufgestellt, der Boden ist mit Reis-Säcken bedeckt, und auch Geflügel darf mitreisen. Seit der zweiten Busfahrt war ich immer bestens mit Tabletten gegen Übelkeit ausgerüstet. Und die habe ich auch gebraucht, denn mehr als die Hälfte des Landes ist gebirgig, und auf sehr unterschiedlich guten Straßen geht es stundenlang in Serpentina über die Berge.

Zu den Bussen gibt es kaum Alternativen, denn sämtliche Flugverbindungen laufen über die Hauptstadt. Man kann entweder mit „Lao Airlines“ VON Vientiane aus fliegen – oder von einer der größeren Städte NACH Vientiane. Querverbindungen gibt es nicht. Also habe ich hunderte von Kilometern im Bus zurückgelegt – meistens entlang der Nationalstraße 13, die das Land von Norden nach Süden durchzieht und so etwas wie die wirtschaftliche Lebensader ist.

#### **4. Spannende Zeiten – Laos auf dem Weg in die Zukunft**

Seit der Mitte der 80er Jahre hat Laos einen weiten Weg hinter sich, den Weg zurück in die Internationale Gemeinschaft. 1975, zwei Jahre nach dem Ende des Vietnam-Krieges, war die Kommunistische Revolutionäre Volkspartei (LRVP) an die Macht gekommen und hatte das Land konsequent nach außen abgeschottet. Zehn Jahre später stand Laos in einer Sackgasse. Die Folgen des Krieges, Abwanderung von Fachkräften ins Ausland, Miswirtschaft und ein Embargo des Westens – das alles war zuviel. Die Regierung sah sich gezwungen zu handeln: 1986 beschloss die LRVP die Wirtschaftsreform NEM (New Economic Mechanism) und damit den Sprung von der Plan- zur Marktwirtschaft. Es war der Anfang einer bedächtigen Wende.

Fünf Jahre später – fast zeitgleich mit dem Zusammenbruch des Ostblocks – wurden in Laos auch erste politische Reformen in Angriff genommen: seit 1991 gibt es eine neue Verfassung – die erste seit der kommunistischen Machtübernahme. Die Öffnung ist seit dieser Zeit immer weiter vorangeschritten. Und was lange undenkbar war, wurde plötzlich wieder möglich: Ab 1989 durften und SOLLTEN wieder Touristen ins Land kommen. Gleichzeitig wurden große Anstrengungen unternommen, um Laos als Investitionsstandort für ausländische Unternehmen zu etablieren.

Beispielhaft für das Ende der Isolation ist auch der Beitritt des Landes zur südostasiatischen Staatengemeinschaft ASEAN im Jahr 1997. Auch aus der Binnenlage – früher oft als Handicap angesehen – will man mittlerweile eine Trumpfkarte machen: Denn inmitten einer der größten wirtschaft-

lichen Wachstumsregionen der Welt möchte Laos sich als Transitland profilieren, als regionale Drehscheibe zwischen Thailand und Vietnam sowie Thailand und China. Neben der Nationalstraße 13 soll es künftig auch noch eine Ost-West-Verbindung geben, um Waren zwischen Thailand und Vietnam zu transportieren.

Wirtschaftlich geht es seit Beginn des Wandels bergauf. Das Wirtschaftswachstum ist seit zehn Jahren konstant und das durchschnittliche Jahreseinkommen hatte 2005 mit 491 US-Dollar einen Rekordstand erreicht (neuere Zahlen gibt es bislang noch nicht).

An den Machtverhältnissen in Laos hat sich allerdings bis heute nichts verändert. Noch immer hat die LRVP das alleinige Sagen – und versucht gewissermaßen einen Spagat. Einerseits öffnet sie das Land immer weiter, andererseits hält sie aber nach wie vor am Kommunismus fest. Seit 2006 sind aber einige neue Köpfe im Führungszirkel vertreten, allen voran Präsident Choummaly Sayasone und Premierminister Bouasone Bouphavanh. Ihre Namen stehen für einen Generationswechsel – und damit sind auch Hoffnungen verbunden. So hört man bei Gesprächen mit Mitarbeitern ausländischer Hilfsorganisationen immer wieder heraus, dass der „neue“ Regierungschef – auch wenn er es teilweise schwer habe, sich gegen die altingesessene Riege durchzusetzen – klar für einen Modernisierungskurs eintrete und dass auch der Umgang mit den internationalen NGOs seit seinem Amtsantritt offener geworden sei.

## 5. „Wir liegen voll im Soll.“

So titelt die Vientiane Times, die einzige englischsprachige Tageszeitung des Landes – wie alle anderen Medien steht sie nach wie vor unter staatlicher Kontrolle – in ihrer Ausgabe vom 9. November 2007. Die Feststellung stammt aus dem Mund von Premierminister Bouasone Bouphavanh. Am Tag davor hatte die laotische Regierung 200 Diplomaten und Mitarbeiter von NGOs zum Round Table geladen. Hauptgesprächsthema: die Fortschritte des Landes. Und da sei man auf einem guten Weg und liege voll in der Zeit, so der Premierminister. Die Regierung habe bereits die 11 wichtigsten Programme ihres laufenden sozioökonomischen Fünfjahresplan finanziert. Eine positive Zwischenbilanz – die signalisieren soll, dass man auf einem guten Weg ist. Dieser Weg ist allerdings noch lang.

Denn noch steht Laos auf der UN-Liste der am wenigsten entwickelten Länder ziemlich weit oben. Aber die laotische Regierung hat sich ein ehrgeiziges Ziel gesteckt: Sie setzt alles daran, bis 2015 die Millenniumsentwicklungsziele zu erreichen, und bis zum Jahr 2020 soll Laos aus dem



Kreis der „least developed countries“ verschwunden sein. Armutsbekämpfung steht deshalb an oberster Stelle in der nationalen Entwicklungs-Strategie, die in regelmäßigen Abständen aktualisiert wird. Im Moment – seit 2006 und noch bis 2010 – läuft der 6. sozioökonomische Fünfjahresplan. Darin verankert ist die offizielle Armutsbekämpfungsstrategie des Landes. Sie sieht – einfach ausgedrückt – eine Verbesserung des Lebensstandards und weiteres Wachstum vor. Wachstum, von dem die Bevölkerung direkt profitieren soll, vor allem durch Investitionen ins Bildungs- und Gesundheitswesen oder in die Infrastruktur. Die laotische Wirtschaft soll weiter gestärkt und international wettbewerbsfähiger werden. Man setzt vermehrt auf Geschäfte mit dem Ausland. Außerdem soll das öffentliche Verwaltungssystem im Land reformiert und dadurch transparenter werden. Und nicht zuletzt steht eine gute Regierungsführung auf der politischen Agenda. Durch all diese Maßnahmen will Laos mittelfristig den Status der Unterentwicklung hinter sich lassen.

„Die laotische Regierung hat in den letzten Jahren schon gewaltige Anstrengungen unternommen, um das Land und seine Bevölkerung nach vorn zu bringen“ sagt Sonam Yangchen Rana. Sie ist die oberste Repräsentantin der UNO in Laos und gleichzeitig Leiterin des Entwicklungs-Programms der Vereinten Nationen (UNDP) in Vientiane. Und dabei könne die Führung durchaus Erfolge vorweisen: „In den größeren Städten hat sich der Lebensstandard schon merklich verbessert, die Menschen dort profitieren vom Wirtschaftswachstum, sie haben Jobs und verdienen Geld. Aber die Kluft zwischen Stadt und Land ist teilweise sehr groß. Jetzt geht es darum, eine Balance herzustellen, damit auch die Bevölkerung in den ländlichen Regionen ihren Teil vom Fortschritt abbekommt.“

Die Aufgaben, die in den kommenden Jahren anstehen, sind groß. Aber Laos habe eine Menge Potential, erklärt Sonam Yangchen Rana. Das Land habe realistische Chancen, sein erklärtes Ziel zu erreichen und die Liste der am wenigsten entwickelten Länder bis zum Jahr 2020 hinter sich zu lassen. Allerdings nur, wenn es die größten Baustellen konsequent angehe: „Ein riesiges Problem ist der Mangel an gut ausgebildetem Personal. Das ist momentan einfach nicht vorhanden. Es wird aber schon jetzt in sämtlichen Bereichen dringend gebraucht. Und in Zukunft wird dieses Problem noch größer werden, wenn sich nicht schnell etwas ändert. Die Wirtschaft an sich ist relativ stabil, besonders der Bergbau und der Wasserkraftssektor entwickeln sich viel versprechend. Die natürlichen Ressourcen des Landes sind ein wichtiges Kapital.“

Das hat natürlich auch die laotische Regierung erkannt. Denn in diesem Punkt ist Laos im wahrsten Sinne des Wortes reich: Der Waldbestand ist (noch) riesig, und die Wasservorräte durch den Mekong und mehrere sei-

ner Nebenflüsse schier unerschöpflich. Nur ein Bruchteil des Wasser-Potentials wird momentan genutzt – aber für die Zukunft ruhen viele Hoffnungen auf den Rohstoffen des Landes und vor allem auf dem Ausbau der Wasserkraft. Sie soll eine der Schlüsselrollen bei Entwicklung und Armutsbekämpfung spielen.

## 6. Die Straßen von Vientiane...

... sind eigentlich immer gerammelt voll. Wobei geschätzt mindestens die Hälfte des Verkehrsaufkommens entweder aus Tuk-Tuks oder Mopeds besteht. Die kleinen Zweiräder sind überall, meist tauchen sie gleich rudelweise auf. Ein deutscher Verkehrspolizist würde sich die Haare raufen, wenn er die Moped-Formationen durch die laotische Hauptstadt brausen sehen würde: sechs oder sieben Fahrzeuge nebeneinander und mehr oder weniger auf einer Spur sind keine Seltenheit, Helme werden getragen – oder auch nicht: Seit Anfang 2007 gilt eine Helmpflicht, aber längst nicht jeder hält sich daran. Dafür werden aber so viele Passagiere wie möglich aufs Gefährt gepackt. Oft sind ganze Familien auf einem einzigen Moped unterwegs, wobei Säuglinge und Kleinkinder ganz vorne sitzen, beziehungsweise mehr oder weniger über dem Lenker hängen. Absoluter Rekord: fünf Fahrer auf einer Maschine!

Die Hauptstraßen in Vientiane sind in sehr gutem Zustand. Kein Wunder, wie ich schnell herausfinde: Sie sind brandneu, erst vor wenigen Monaten fertig gestellt worden. Überhaupt fällt auf, dass in Vientiane viel gebaut wird. „Road Construction“ ist ein häufiges Verkehrsschild. Und auch sonst tut sich etwas: Wenn man durch die Stadt geht, sieht man ständig Menschen, die in irgendeiner Weise mit Verschönerungsarbeiten beschäftigt sind: Sie streichen, pinseln Bordsteinmarkierungen, legen Beete an oder fegen einfach den Staub weg. Vientiane putzt sich heraus, wo es nur kann. Und dafür gibt es auch einen konkreten Grund, denn Ende November 2007 ist die Stadt Gastgeber beim 23. Minister-Treffen der Organisation frankophoner Staaten. Dazu kommen rund 3.000 Delegierte aus aller Welt. Nach Angaben der Vientiane Times ist es die bislang größte internationale Veranstaltung auf laotischem Boden. Klar, dass Vientiane sich bei diesem Anlass von der besten Seite zeigen will.

Als Fußgänger eine Straße in Vientiane zu überqueren kann sich – je nach Tageszeit – recht abenteuerlich gestalten, auch wenn selbst die breitesten Straßen nicht mehr als vier Spuren haben. Wer nicht die kleinste Lücke im Verkehr ausnutzt, der steht sich die Beine in den Bauch. Genau wie an den wenigen Fußgängerampeln. Wie die Straßen sind auch sie zum Großteil

neu und werden von den Laoten geflissentlich ignoriert – vorher ging es ja auch ohne. Dazu kommt: Sie werden nur alle paar Minuten mal grün – selbst wenn die Autos öfter Rot haben. Anfangs bin ich brav stehen geblieben, bis die Ampel umsprang. Bis irgendwann ein junger Laote offenbar Mitleid mit mir hatte. Er kurbelte das Fenster seines Pickup-Trucks herunter und rief mir zu: „Hey Miss, you can go! It is a stupid system, so usually everybody just ignores it.“ Das stimmt allerdings. Trotzdem stand ich auch am nächsten Tag wieder geduldig an der Ampel. Erst als einer der Verkehrspolizisten – die ca. alle 200 Meter in Holzhäuschen an den größeren Straßen stationiert sind – mich anwies, doch bitte endlich die Straßenseite zu wechseln und die rote Ampel zu ignorieren, sah ich ein, dass das tatsächlich das Klügste war. Und damit hatte sich der große Kreis der Rotsünder um eine Person erweitert.

Man steht in Vientiane auch ohne Ampeln recht viel. Denn es vergeht kaum ein Tag, an dem man als Ausländer nicht auf der Straße angesprochen wird. Einfach so, aus Interesse. Die Laoten schauen neugierig, grüßen dann höflich und fragen, wie es geht. Und so kann es passieren, dass man sich plötzlich mitten in einer Unterhaltung befindet – mit Händen und Füßen, denn viele Laoten fangen gerade erst an, Englisch zu sprechen. Wie gesagt, es ist eigentlich immer was los auf den Straßen von Vientiane.

## **7. Traumberuf Buchhalter**

Egal mit wem man über die laotische Entwicklung spricht, ein Thema taucht im Verlauf des Gespräches mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf: der Mangel an gut ausgebildetem Personal. Dabei muss es gerade diese Fachkräfte geben, die den angestrebten wirtschaftlichen Aufschwung mittragen und vorantreiben können.

Wo liegen die Gründe für diese aktuelle Misere im Berufsbildungssystem? Wie sieht der Ist-Zustand an laotischen Berufsschulen aus? Und wie hat sich die Situation in den letzten Jahren verändert? Das sind die zentralen Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen. Doch konkrete Antworten in Form von ausgewerteten Daten und Statistiken gab es lange nicht. Erst seit kurzer Zeit liegt erstmals eine derartige Erhebung vor – im Oktober 2007 wurde der Textentwurf fertig gestellt. Erarbeitet wurde das Ganze von VEDC, dem „Vocational Education Development Center“. Dabei handelt es sich um eine Untersuchung der 18 öffentlichen Berufsschulen in Laos. Ab sofort soll es jedes Jahr eine solche Studie geben. Allerdings beinhaltet der Entwurf der ersten Studie nur die zusammengetragenen Daten, erklärt Stefanie Krapp vom Deutschen Entwicklungsdienst

DED, eine der Autorinnen. Sie enthält weder eine Analyse noch Empfehlungen für die Zukunft.

Die Ergebnisse setzen sich zusammen aus Fragebögen und persönlichen Interviews, die vor Ort an den betreffenden Schulen geführt wurden: Wie hat sich die Zahl der Berufsschüler entwickelt, wie viele Absolventen gibt es? Welche Berufszweige und Programme werden angeboten? Welche sind besonders gefragt? Wie sind die Lehr- und Lernbedingungen vor Ort? Wie steht es um die Qualifikation der Lehrer? Und wie sehen die Lehrpläne aus? Das sind nur einige der Fragen, um die es ging.

Dabei kam beispielsweise heraus, dass fast jede Berufsschule eine Ausbildung im Bereich Bauwesen anbietet – obwohl das Fach auf der Liste der beliebtesten Ausbildungsgänge nur auf Platz 10 rangiert. Absoluter Spitzenreiter in der Beliebtheitskala ist die Ausbildung im Bereich Buchhaltung, gefolgt von Elektrotechnik und Hotelgewerbe.

Die Untersuchung kommt außerdem zu dem Ergebnis, dass die Mehrheit der Lehrkräfte sowohl im praktischen als auch im theoretischen Teil gut ausgebildet und motiviert ist. Lehrbücher gibt es dagegen nicht genug – für sämtliche Fächer fehlt aus Geldgründen das passende Unterrichtsmaterial. Überhaupt ist die finanzielle Situation der Schulen ein Problem. Und auch bei der räumlichen Situation gibt es Verbesserungsbedarf: so verfügen viele Schulen bei weitem nicht über eine ausreichende Menge an Klassen- und Werkräumen für die in vielen Fällen ansteigende Schülerzahl.

## 8. Von Holzwürmern und Knallfröschen

Wir fahren auf einer Lehmstraße auf eine Gruppe von Gebäuden zu: Mehrere braune Holzhäuser mit Blechdächern stehen neben- und hintereinander, dutzende Mopeds parken davor in einem Unterstand. Auf einem der Häuser weht die laotische Flagge.

„Früher war das Gelände einmal ein Camp. Hier haben chinesische Straßenarbeiter gewohnt“, erklärt Jörg Giese. „Und jetzt nutzen wir es als Berufsschule.“ Jörg Giese ist DED-Berater an der IVET-Schule in Phon-savanh in der Provinz Xieng Khouang. IVET steht für „Integrated Vocational Education Training“ und ist ein deutsches Gemeinschaftsprojekt – beteiligt sind die Kreditanstalt für Wiederaufbau KfW, die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit GTZ und eben der DED. Partner auf laotischer Seite ist das Bildungsministerium. Das Ganze ist Teil des so genannten deutsch-laotischen HRDME-Programms – des Human Resource Development for Market Economy, das KfW, GTZ und DED zusammen betreiben. Dieses Berufsbildungsprogramm ist neben der Entwicklung im

ländlichen Raum der zweite Schwerpunkt der deutschen Entwicklungsorganisationen.

Insgesamt gibt es in Laos neun IVET-Schulen. Das Besondere an ihnen ist, dass dort speziell für den Bedarf in der jeweiligen Provinz ausgebildet werden soll. So soll zum einen die lokale Wirtschaft gestärkt und zum anderen sichergestellt werden, dass die Azubis später auch eine Arbeitsstelle finden. Den IVET-Schulen liegt das Prinzip zugrunde, dass praktisch alle Bevölkerungsschichten die Möglichkeit bekommen sollen, eine Ausbildung zu absolvieren – unabhängig davon, ob sie ein laotisches Abitur haben oder nicht. Die Berufsschule in Phonsavanh gehört auch zu denjenigen Schulen, die für die Studie befragt wurden.

„Unsere Schule gibt es seit November 2004“, sagt Schuldirektor Thongphet Inthaxay, „im Moment haben wir 178 Schüler und 25 Lehrer. Bei uns werden die klassischen Ausbildungsberufe angeboten: Landwirtschaft und Viehzucht, Bauwesen, Tischlerei, Hauswirtschaft mit Schwerpunkt Kochen und Schneiderei.“

Aber dabei soll es nicht bleiben. Denn es gibt große Pläne: Bald werden die alten Gebäude auf dem Gelände durch eine neue Schule ersetzt – finanziert von der laotischen Regierung und der KfW. Gesamtkosten: 1.640.000 US-Dollar. „Dann wollen wir Kapazitäten für 500 bis 550 Schüler haben und mit Auto- und Elektromechanik zwei neue Ausbildungsberufe anbieten“ erzählt Thongphet Inthaxay stolz. „Und die neuen Gebäude werden aus Zement gebaut und nicht aus Holz. Dann kann es nicht mehr in die Klassenräume rein regnen.“

Außerdem werden in der neuen Schule mehr Klassenzimmer zur Verfügung stehen. Und das ist auch nötig, sagt Jörg Giese. Denn das Ergebnis der Berufsschul-Studie deckt sich mit den Verhältnissen in Phonsavanh. „Im Moment müssen wir uns behelfen und die Schüler aufsplitten. Eine Gruppe bekommt morgens theoretischen Unterricht, die andere arbeitet praktisch. Und nachmittags wird gewechselt. Wir haben so wenig Platz, dass wir momentan auch die Schulbibliothek, die Kantine und die Schulküche als Klassenzimmer nutzen.“

Unterrichtet werden die Schüler nicht nur in ihrem jeweiligen Ausbildungsfach: auf ihrem Stundenplan stehen auch Allgemein-Fächer wie Laotisch, Englisch, Politik oder Chemie.

In der Regel dauert die Ausbildung drei Jahre, sie kann aber auch auf zwei Jahre verkürzt werden. Zurzeit haben die meisten Azubis der IVET-Schule in Phonsavanh elf Jahre Schule hinter sich, haben damit das laotische Abitur. Jörg Giese möchte in Zukunft gern auch Jugendliche mit nur acht Jahren Schulerfahrung aufnehmen. Er befürchtet, dass die Abiturienten später nicht in ihrem Lehrberuf bleiben, sondern lieber noch ein Studium draufsetzen.

An den öffentlichen Berufsschulen in Laos gibt es ein Quotensystem: Schüler, die ein besonders gutes Abitur gemacht haben, bekommen freien Zugang. Die anderen müssen Schulgebühren zahlen, pro Monat sind es in Phonsavanh gut zwei Dollar. Wenn die Azubis in den Schlafräumen auf dem Schulgelände wohnen, kommt noch ein Dollar hinzu.

Jörg Giese führt mich auf dem Gelände herum. Zuerst geht es zu einer Gruppe Jungs: „Das hier ist unsere Bauabteilung. Die Schüler, die hier zugehört sind, sind im ersten Lehrjahr und lernen gerade, wie man eine Mauer zieht. Und weil das normalerweise Geld kostet und wir davon nicht so viel zur Verfügung haben, nehmen wir dazu keinen Zement, sondern wir nehmen normalen Lehm als Bindemittel zwischen den Steinen.“

Weiter geht es zur Hauswirtschaftsklasse – hier sitzen 16 Schülerinnen im ersten Lehrjahr. Sie alle werden später auf dem Arbeitsmarkt gute Chancen haben, erklärt Jörg Giese. Hauswirtschaft ist hier ein Beruf mit Zukunft. Denn die Provinz Xieng Khouang verfügt mit der Ebene der Tonkrüge über ein beliebtes Reiseziel für Touristen (wobei der Name etwas irreführend ist, denn niemand weiß, aus welchem Material die mehreren tausend Gefäße, die an verschiedenen Stellen auf dem Hochplateau in Xieng Khouang liegen, tatsächlich bestehen. Auch wie die teilweise zwei Meter großen Behälter dorthin gekommen sind, wer sie gefertigt hat und welchen Zweck sie erfüllen sollten, ist unklar. Verschiedenen Theorien zufolge könnte es sich um große Reis-Behälter handeln oder um Begräbnisstätten.) Wie dem auch sei – die Tonkrüge locken Jahr für Jahr neue Besucher an. Und die brauchen wiederum Hotels und Restaurants.

Die Tür zur Schneiderei schleift beim Öffnen laut über den Boden, und das Surren der Nähmaschinen verstummt – alle Schülerinnen schauen zum Eingang. „Sabaidee“ schallt es uns entgegen, „Guten Tag“ auf Laotisch. Jörg Giese spricht die Sprache fließend und erklärt, wer ich bin. Die Mädchen die hier sitzen sind im dritten Lehrjahr und damit praktisch auf dem Sprung ins Berufsleben. Sie werden später unter anderem die Möglichkeit haben, in der laotischen Textilindustrie zu arbeiten. Das allerdings würde bedeuten, dass sie in eine größere Stadt gingen, vermutlich nach Vientiane. Und das ist eigentlich nicht das Ziel, erklärt Jörg Giese: „In der Hauptstadt gibt es genug ausgebildetes Personal. Wir würden es lieber sehen, wenn unsere Azubis in Xieng Khouang bleiben und hier in einer Schneiderei anfangen oder sich selbständig machen würden. Dadurch würden sie auch die lokale Wirtschaft stärken.“

Eigentlich ist die Schneider-Ausbildung eine klassische Frauendomäne. Aber im vergangenen Sommer, als die ersten Absolventen nach dreijähriger Ausbildung die Schule verließen, war auch ein junger Mann dabei. Auf ihn ist Jörg Giese besonders stolz: „Er stammt vom Volk der Hmong und

ist körperlich behindert, er hatte Polio. Trotzdem hat er die Lehre hier gemeistert, und jetzt habe ich gesehen, dass er hier auf dem Markt in Phonsavanh als Schneider arbeitet. Das ist ein schöner Erfolg für uns.“ Als wir die Klasse verlassen, sage ich laut Khobchai – Danke. Und sämtliche Schüler fangen an zu lachen. An meiner laotischen Aussprache muss ich wohl noch üben...

Schon von weitem hört man die Kreissäge – wir nähern uns den Tischler-Azubis. Oder, wie Jörg Giese sie liebevoll nennt, den „Holzwürmern“. Im Moment arbeitet die Klasse im Freien, es gibt aber auch eine Werkstatt. Das praktische Training, das die Schüler hier bekommen, ist ein gutes Startkapital für die Zukunft. „Im letzten Jahr haben einige unserer Schüler im dritten Lehrjahr ein Praktikum bei einer Firma gemacht – und die Hälfte von ihnen ist dort heute angestellt“, erzählt Jörg Giese.

Als wir uns umdrehen und wieder auf die Holzgebäude zugehen, ruft Jörg Giese plötzlich: „Vorsicht! Du trittst gerade auf unsere Frösche.“ Zu meiner Erleichterung stelle ich fest, dass ich nicht auf einem Teppich tot getrampelter Frösche stehe. Nein, die Frösche befinden sich unter der Erde. Aber vielleicht habe ich sie gestört. „An dieser Stelle hält unsere Froschzucht im Boden ihren Winterschlaf. Im März, wenn es langsam warm wird, kommen die Tiere wieder raus. Dann müssen sie erstmal wieder aufgepäppelt werden. Und im April ist Paarungszeit, dann werden wir mit unserer Froschzucht weitermachen. Wir haben eine große Froschzucht – die erste in der Provinz Xieng Khouang.“

Die Frösche kann die Schule dann verkaufen, genau wie andere landwirtschaftliche oder von den Azubis gefertigte Produkte. Ein willkommenes Zubrot, denn das Budget ist knapp. Es wird von der laotischen Regierung festgelegt und beträgt pro Jahr rund 6.000 US-Dollar. Dazu kommen die Schulgebühren. Allein 20 Prozent des Budgets gehen für Energiekosten drauf, man kann sich also ausrechnen, wie viel tatsächlich übrig bleibt. Die Lehrer werden allerdings nicht aus diesem Topf bezahlt, sie beziehen ihr Monatsgehalt von durchschnittlich 40 Dollar vom lokalen Provinz-Bildungsministerium. 40 Dollar? Ich schaue skeptisch. Aber Jörg Giese erklärt mir, dass das der normale Satz in Laos ist: „Alle Lehrer hier haben noch einen Zweitjob, um über die Runden zu kommen.“

Auf Berufsschulen wie der IVET-Schule in Phonsavanh ruhen viele Hoffnungen für die Zukunft. Die laotische Regierung habe begriffen, wie wichtig eine professionelle Berufsausbildung sei, sagt Jörg Giese. Genauso wichtig sei es aber auch, gezielt auszubilden. Noch gebe es eine Vorschrift, nach der die Regierung bestimmen darf, welche Berufe angeboten werden. „Wir müssen sie überzeugen, dass wir je nach Provinz unterschiedliche Lehrgänge anbieten müssen, denn die Nachfrage unterscheidet sich. Was die Lehr-



pläne angeht, ist die Regierung sehr kooperativ. Sie lässt uns freie Hand und vertraut darauf, dass wir die Leute gut ausbilden.“

Die Berufsschulen sollen Laos die Facharbeiter bringen, die das Land so dringend braucht. „Es existieren sogar schon Pläne, dass Laos Gastarbeiter produzieren soll für Thailand, Singapur und Malaysia, aber das ist natürlich in weiter Ferne. Erstmal müssen wir unseren eigenen Markt mit Fachkräften decken, die richtig drei Jahre geschult werden. Und allein das ist eine langfristige Aufgabe.“

## 9. Mulberry Farm

Genau gegenüber von meinem Hotel in Vientiane gab es einen Laden namens „Mulberries“. Es ist ein Laden, den Laoten selten betreten, denn die Preise sind eindeutig für Touristen gemacht. Bei „Mulberries“ gibt es edelste laotische Seidenprodukte: Schals, Tücher, Kissen oder Accessoires. Die Stoffe sind so fein, dass sie einem regelrecht durch die Finger gleiten. Die Boutique wirbt damit, dass sie nur in Laos und von Laoten gefertigte Qualitäts-Produkte vertreibt.

Als ich auf dem Weg zur Berufsschule in Phonsavanh bin, sehe ich am Straßenrand plötzlich dasselbe Schild. Nur mit leicht verändertem Text. „Mulberry Farm“ steht drauf, und ein Pfeil deutet einen kleinen Hügel hinauf. Jörg Giese erklärt mir, dass sämtliche Stücke, die in den zwei Mulberries-Filialen in Vientiane und in Luang Prabang ausliegen, hier gefertigt wurden.

Am Tag darauf treffe ich Sarah Laack. Sie ist US-Amerikanerin, lebt aber schon seit mehreren Jahren in Laos, spricht laotisch – und arbeitet für eine amerikanische Hilfsorganisation bei „Mulberries“. Sarah ist für die Kommunikation und auch für Besucher-Führungen zuständig. Während wir vor dem Bürogebäude ganz oben auf dem Hügel stehen, von wo aus man einen guten Ausblick auf das Gelände hat, erzählt Sarah die Geschichte des Unternehmens und seiner Gründerin Kommaly Chanthavong. Sie stammt aus Houa Phanh, der nördlichen Nachbarprovinz von Xieng Khouang. Während des Vietnam-Krieges wurde ihr Dorf bei amerikanischen Angriffen komplett zerstört. Kommaly hatte riesige Angst und lief davon. Allein und zu Fuß machte sich die damals Zwölfjährige auf den Weg nach Vientiane zu ihrer Tante. Drei Monate wanderte sie durchs Land, bis sie schließlich ankam. Die nächsten Jahre verbrachte sie bei der Tante und musste mit ansehen, wie immer mehr Flüchtlinge in der Stadt eintrafen, um vor den Bomben der Amerikaner Schutz zu suchen. Darunter waren auch viele Frauen aus den nördlichen Provinzen. Ein paar Jahre nach dem Ende des Krieges beschloss Kommaly Chanthavong Anfang der 80er, gerade diesen Frauen in den stark



bomben- und minenverseuchten Provinzen in ihrer Heimat-Provinz dabei zu helfen, eine neue Existenz aufzubauen. Im Auftrag der kommunistischen Führung baute sie eine Baumwoll-Kooperative auf. Und hatte damit im Laufe der nächsten Jahre großen Erfolg. Ihre Shirts und Pullover wurden nach Polen und in die damalige Sowjetunion exportiert. Die laotische Regierung war davon so angetan, dass sie Kommaly nach Xieng Khouang einlud, um auch dort nach Geschäfts-Möglichkeiten zu suchen. Da die Seidenspinne- rei in der Provinz bereits eine lange Tradition hatte und sowohl Klima als auch Landschaft dafür beste Voraussetzungen boten, entschied sie sich für die Seidenproduktion. Im Jahr 1995 wurde die „Mulberry Farm“ dann offiziell eröffnet.

Wir gehen über den knirschenden Kiesweg auf ein großes Feld zu. Hier wachsen Maulbeerbäume – die Namensgeber der Farm und die Nahrung der „Hauptakteure“ hier. Denn die Blätter der Maulbeerbäume sind die Lieb- lingssspeise der Seidenspinnerraupen. Auf dem Farmgelände gibt es 14 Hek- tar Anbaufläche für Maulbeerbäume. Aber das ist noch längst nicht alles, erklärt Sarah Laack: „Hier haben wir nur ungefähr 50 Mitarbeiter“, erzählt Sarah, „es sind Leute aus Phonsavanh und Umgebung, die abends wieder zu ihren Familien gehen. Aber daneben arbeiten wir mit über 500 Familien aus fünf Provinzen zusammen. Das sind insgesamt rund zweitausend Perso- nen. Diese Familien spezialisieren sich in ihren jeweiligen Dörfern auf die Seidenproduktion und beliefern uns hier dann mit Rohseide. Die beteiligten Familien bekommen von der „Mulberry Farm“ zinslose Kredite, um in ih- ren Dörfern spezielle Häuser für die Aufzucht der Raupen bauen zu können. Das Geld zahlen sie dann in Rohseide zurück. Oft teilen sich auch mehrere Familien eins dieser Häuser.“

Auf diese Weise will das Unternehmen den Landwirten nicht zuletzt auch eine Alternative zu dem in Laos mittlerweile verbotenen Opiumanbau und zur weit verbreiteten – aber nicht nachhaltigen – Praxis des Brandrodungs- feldbaus bieten. Und ein Einkommen. „Mulberries“ ist auch immer auf der Suche nach neuen Partner-Familien – die Firma arbeitet mit der laotischen Frauen-Union zusammen, und die vermittelt Interessenten. Bei „Mulber- ries“ wird außerdem großer Wert darauf gelegt, dass bis auf wenige Mitar- beiter in der Zentrale der gesamte Personalstamm aus Laoten besteht: „Nur Dinge wie beispielsweise der Internet-Auftritt oder die Kommunikations- Aufgaben werden von Ausländern betreut, Aufgaben also, für die englisch notwendig ist. Die ganze Expertise bei der Herstellung liegt in den Hän- den der laotischen Mitarbeiter. Wir schicken sie beispielsweise zur Weiter- bildung an Seiden-Institute nach Thailand. Und auch hier bilden wir aus. Mehrmals pro Jahr kommen zwanzig bis dreißig neue Interessenten zu uns und bekommen einen einwöchigen Grundkurs. Viele kommen auch mehr-

mals zu unseren Seminaren – und sind irgendwann echte Experten auf ihrem Gebiet. Und ihr Wissen geben sie dann auch in ihren Dörfern weiter.“ Die Ausbildung des laotischen Personals sei enorm wichtig für die spätere Qualität der Produkte, meint Sarah. Viele Familien hätten zwar Grundkenntnisse der Seiden-Herstellung, aber das allein reicht noch nicht, um Ware von internationalem Standard herzustellen. „Ein gutes Beispiel sind die Maulbeerbäume. Die große Mehrheit der Laoten ist zwar in der Landwirtschaft tätig, aber viele wissen zum Beispiel nicht, wie man sich richtig um Bäume kümmert. Wenn man einem Laoten erzählt, dass man einen Maulbeerbaum mehrmals pro Jahr beschneiden muss, damit er besser wächst, dann hält er einen erstmal für verrückt. Solche Dinge bringen wir den Menschen bei, außerdem zeigen wir ihnen, wie sie den Boden richtig präparieren – alles mit Kompost und ohne künstliche Düngemittel.“

Seidenraupen bekomme ich auf der „Mulberry Farm“ leider nicht zu sehen. Wenige Tage vorher hat die jüngste Generation ihren Kokon gesponnen und dem Unternehmen neues Seidengarn beschert. Es werden drei verschiedene Raupenarten eingesetzt. Die produktivste und teuerste ist ein japanisch-chinesischer Hybrid-Wurm, dessen Seidenkokon es auf sage und schreibe eintausend Meter Faden bringt.

Sarah zeigt mir, wie das rohe Garn aussieht, bevor es weiter behandelt wird: es ist gelb – mal leuchtend, mal blasser - und ziemlich spröde. Ein bisschen fühlt es sich an wie eine Pferdemähne. Die Fäden werden mit maschineller Hilfe dann immer dünner, bis sie schließlich zart genug sind, um verwebt zu werden. Vorher aber werden sie noch eingefärbt.

Wir gehen weiter auf das nächste Gebäude zu. Unter dem Vordach stinkt es bestialisch: Hier werden die Farben zubereitet. Der große Bottich vor uns ist gefüllt mit einer tiefblauen Flüssigkeit. „Das ist für Indigo-Farbtöne.“ erklärt Sarah. Alle Farben bei „Mulberries“ werden natürlich hergestellt, zum Beispiel aus Beeren, Erde oder Baumrinde. „Damit lassen sich sämtliche Farbtöne abmischen. Komm, ich zeige es Dir“, sagt Sarah und führt mich in die Weberei. Ein Dutzend Frauen sitzt an den Webstühlen und arbeitet so schnell, dass man mit den Augen kaum hinterher kommt. Teilweise fertigen sie über einen Meter Stoff pro Tag an, das hängt davon ab, wie kompliziert und bunt das Muster ist, das sie einweben.

Den Abschluss der Tour bildet – natürlich – ein Besuch in der „Mulberries“-Boutique. Nachdem ich meine Weihnachtseinkäufe erledigt habe, frage ich Sarah, wie schwierig es ist, mit den vergleichsweise teuren Produkten auf einem Markt zu bestehen, der von chinesischer Billigware geradezu überschwemmt wird. „Ach, das ist für uns eigentlich kein so großes Problem“, sagt sie, „wir produzieren ja in erster Linie für Touristen und daneben exportieren wir auch ins Ausland. Unsere Zielgruppe ist eine andere als die, die

Ramsch zu Schleuderpreisen kauft. Die Seidenproduktion hat in Laos eine lange Tradition – und sie ist mit der in China nicht zu vergleichen. Die Laoten sind zu Recht stolz darauf, dass sie hochwertige Produkte herstellen. Und diese Qualität hat eben auch ihren Preis.“

Ich verabschiede mich, werfe noch einen letzten Blick auf die Maulbeerbaum-Felder und verlasse die „Mulberry Farm“ – mit einer Tüte in der Hand.

## 10. „Hier gibt es ja nicht viel zu sehen.“

Auf der Hauptstraße der Kleinstadt Phonsavanh liegt das Bistro „Craters“. Ein passender Name in der Provinz Xieng Khouang, die während des Vietnam-Krieges besonders stark unter amerikanischen Bombenangriffen zu leiden hatte. Der Eingang wird von zwei Bombenhülsen markiert. Das „Craters“ gehört Noy, einer hübschen jungen Laotin vietnamesischer Herkunft – die fließend englisch spricht. Sie ist in Vientiane aufgewachsen und hat dort „Business Administration“ studiert. An einem verschlafenen Sonntag, an dem in Phonsavanh die Bürgersteige hochgeklappt sind, sitze ich mittags gemütlich im „Craters“ und esse ein Sandwich. Auf der Speisekarte hier stehen vor allem westliche Gerichte, denn der Laden ist beliebt bei Touristen.

Noy setzt sich zu mir an den Tisch und fängt an zu erzählen. Seit über einem Jahr führt sie ihr Bistro – und pendelt ständig zwischen Phonsavanh und Vientiane hin und her. In der Hauptstadt lebt ihr Mann. Und Noy hat ebenfalls noch eine Arbeit in Vientiane. Sie hat große Pläne, will ein Restaurant und ein Export-Unternehmen aufbauen und ist schwer beschäftigt. Das „Craters“ will sie wieder verkaufen und ganz weg ziehen. „In Phonsavanh ist nicht viel los, hier bleiben die Touristen vielleicht einen oder zwei Tage, sie schauen sich die Ebene der Tonkrüge an und sind wieder weg.“ Wobei sich die Stadt spürbar verändert, sagt Noy: „Man sieht immer mehr große Autos, Geländewagen auf den Straßen. Man merkt, dass viele Leute heute mehr Geld haben als früher.“ In der Tat würde man die meisten Autos, die man hier sieht, eher auf einem amerikanischen Highway vermuten als in der laotischen Provinz.

Aber einige Gäste schrecken genau diese Veränderungen auch ab, erzählt Noy. „Ein älteres Ehepaar hat mir mal erzählt, dass es jedes Jahr für zwei Wochen Urlaub in Phonsavanh macht, um die Ruhe hier zu genießen. Aber jetzt ist es ihnen zu hektisch und zu touristisch geworden und sie kommen nicht mehr.“

Noy wirkt nachdenklich. „Die Menschen, die nach Laos reisen, wollen vor allem Natur erleben – und das für billiges Geld. Wir haben hier keinen

Strand wie in Vietnam oder Thailand, wir haben kein Bangkok und wir haben auch kein Angkor Wat. Vergleichbare Touristenattraktionen, die massenweise Gäste anlocken, gibt es in Laos einfach nicht. Doch dieses zeitlose Postkarten-Idyll, das einige Touristen, mit denen ich gesprochen habe, offenbar erwarten und sich wünschen, das gibt es so auch nicht mehr. Denn Laos ist ja dabei, sich zu entwickeln, und das merkt man eben.“

Als ich gehe, fragt mich Noy, wie ich zum Hotel komme. Und als sie erfährt, dass ich zu Fuß unterwegs bin, bietet sie mir sofort ihr Motorrad an. So funktioniert laotische Gastfreundschaft.

## 11. Existenzgründer dringend gesucht!

Unternehmergeist – wie im Fall von Noy – ist etwas, das vielen Laoten zurzeit noch völlig fremd ist. Das ist schon jetzt ein großes Problem. Ist es doch keine gute Voraussetzung für die ehrgeizigen Ziele des Landes: Die laotische Wirtschaft soll wachsen, soll international den Anschluss finden, es sollen neue Arbeitsplätze entstehen und die Laoten sollen am Ende des Monats mehr in der Tasche haben als bisher. Deshalb sind findige Köpfe mit Geschäftsideen und dem Mut, diese Ideen auch in die Tat umzusetzen, sehr gefragt. Leider sind sie im Moment noch Mangelware.

Eine tragende Säule der laotischen Wirtschaft soll der Klein- und Mittelstand werden. Noch befindet dieser Sektor sich gewissermaßen in den Kinderschuhen. Aber daran soll sich etwas ändern, denn im Klein- und Mittelstand schlummert eine Menge Potential. Deshalb hat die Regierung SMEPDO gegründet – die „Small and Medium Enterprises Promotion and Development Office“, die an das laotische Industrieministerium angegliedert ist. „Wir sind noch ziemlich am Anfang“, sagt Somdy Inmyxai, der Leiter von SMEPDO. „Offiziell gibt es uns seit 2005, wirklich mit unserer Arbeit beginnen konnten wir dann Anfang 2006.“

Im Moment gebe es vor allem viel zu lernen. Und da könne man sich bei anderen eine Menge abschauen, meint Somdy Inmyxai. Um sich ein Bild davon zu machen, wie die Menschen in wirtschaftlich boomenden Ländern für eine Unternehmensgründung fit gemacht werden und wie der bürokratische Weg in die Selbständigkeit dort aussieht, reisen die SMEPDO-Mitarbeiter beispielsweise ins Nachbarland Thailand, nach Japan oder Süd-Korea. Die Eindrücke, die sie im Ausland gewinnen, bringen sie dann zurück in die Heimat – und versuchen, sie auch in Laos anzuwenden.

Besonders wichtig sei es, das bürokratische Prozedere bei einer Firmen-gründung zu vereinfachen und zu verkürzen, meint Samdy: „Die Regierung hat deshalb mit unserer Unterstützung ein neues Firmen-Gesetz beschlos-

sen. Früher war es relativ kompliziert, ein Unternehmen zu gründen – viel Papierkram. Jetzt muss man nur noch ein einziges Formular ausfüllen. Was diese Maßnahme bringt, wird die Zeit zeigen.“ Wie viele kleine- und mittelständische Betriebe es in Laos genau gibt, ist nicht bekannt. Noch habe man keine detaillierten Statistiken, erklärt Samdy Inmyxai. Groben Schätzungen zufolge liegt die Zahl zwischen 130.000 und 140.000. „Das ist auf jeden Fall ausbaufähig, und das Geschäftsklima in Laos ist auch gut, die Wirtschaft wächst konstant. Das Problem ist, dass wir die Bevölkerung zu mehr Unternehmergeist ermutigen müssen.“

Und da setzt SMEPDO beim Nachwuchs an. Gemeinsam mit der deutschen GTZ ist eine Initiative in Berufsschulen geplant. Dort sollen die Grundlagen für unternehmerisches Handeln als eigenes Unterrichtsfach angeboten und die Schüler überhaupt erstmal auf ihre Möglichkeiten hingewiesen werden. „Für viele stellt die Selbständigkeit im Moment gar keine Option dar, sie wird überhaupt nicht als Chance wahrgenommen. Wir möchten vermitteln, dass im Prinzip jeder selbst die Wahl hat, ob er lieber als Angestellter arbeitet oder selbst eine Existenz gründet“, sagt GTZ-Mitarbeiter Michael Schultze.

Das übergeordnete Ziel ist es, Laos zu einem festen Bestandteil des südostasiatischen Wirtschaftsraums zu machen und besonders den Handel mit den Nachbarländern zu intensivieren. Noch fehlt es an allen Ecken und Enden an geeignetem Personal. Trotzdem ist SMEPDO-Chef Somdy Inmyxai optimistisch, dass sich schon in relativ kurzer Zeit Fortschritte feststellen lassen. Man habe eine nationale Klein- und Mittelstands-Strategie für den Zeitraum bis 2010 ausgearbeitet, erklärt er. Und wenn sämtliche der über 100 geplanten Projekte und Maßnahmen realisiert werden könnten, dann wäre die Situation in drei Jahren schon eine deutlich andere als heute.

## 12. „Ich bin Geschäftsmann und kein Wohltäter.“

„T’Shop Lai Gallery“ steht auf dem Schild des Ladens – und darunter „Lao handicrafts“. Der Laden liegt in einer Nebenstraße im Stadtzentrum von Vientiane. In den Regalen stehen Puderdosen, Brettspiele, Kerzenständer, Skulpturen, Schmuck oder Teller. Auch Möbel gibt es hier zu kaufen – das Angebot im „T’Shop Lai Gallery“ ist groß.

Drinnen ist es trotz der großen Fenster ein bisschen schummrig. Das liegt daran, dass fast alles aus dunklem Holz gemacht ist. Genauer gesagt: aus recyceltem Holz. Das ist wichtig, denn es ist die Grund-Verkaufsidee von Michel Saada. Michel stammt ursprünglich aus Frankreich, lebt aber schon seit über 15 Jahren hier. Er kam zu einem Zeitpunkt, als Ausländer in Laos noch eine Seltenheit waren. „Das Leben hier war damals sehr ruhig und beschau-

lich, keine Hektik auf den Straßen, kein Stress. Überhaupt nicht zu vergleichen mit den heutigen Zuständen. Ich habe mich sofort in die Stadt verliebt und bin geblieben.“

Kurz darauf hatte Michel die Idee, ein Geschäft zu eröffnen, dass es so in Vientiane sonst nicht gab und bis heute nicht gibt. Nach und nach setzte er diese Idee in die Tat um. Der Clou: Alles, was es in seinem Laden zu kaufen gibt, besteht aus wiederverwertetem Material, vor allem aus Holz, daneben auch aus Bambus, Kokosnussschalen oder aus dem Fleisch der Kokosnuss. Ich frage ihn, ob er die recycelten Rohstoffe aus Umweltgründen verwendet. Michel lacht: „Nein, das hatte zuerst rein wirtschaftliche Gründe. Ich hatte nicht so viel Geld, und so war es billiger. Damals war Umweltschutz hier auch noch gar kein Thema, das kam erst in den letzten Jahren vermehrt auf. Aber es ist ein guter Nebeneffekt.“

Das Material muss nicht nur wiederverwertet sein, es MUSS außerdem auch aus Laos stammen – nichts darf importiert sein, beispielsweise vom großen Nachbarn China. Darauf legt Michel großen Wert. „Dies ist ein laotisches Geschäft, und davon sollen auch Laoten profitieren.“

Die größte Besonderheit des Unternehmens liegt aber in der Belegschaft. Insgesamt gibt es 35 Angestellte, die in einer Werkstatt wenige Kilometer vom Laden entfernt produzieren, was später hier und in zwei anderen Geschäften in Vientiane und Luang Prabang verkauft wird. Ungefähr die Hälfte des Personals ist geistig oder körperlich behindert. Bis heute sind Behinderungen ein Tabuthema in der laotischen Gesellschaft, erzählt Michel: „Wenn laotische Eltern ein behindertes Kind bekommen, dann gilt das als großes Unglück, für das man sich schämen muss. Anders als beispielsweise in Europa gibt es hier niemanden, der sich um Behinderte kümmert, es gibt keine Behindertenwerkstätten oder ähnliches, und viele vegetieren einfach ihr Leben lang vor sich hin.“

Chancen auf einen Ausbildungsplatz oder einen Job sind normalerweise praktisch nicht vorhanden. Diesen Menschen die Möglichkeit zu geben, eine Ausbildung zu absolvieren und finanziell unabhängig zu sein war Michel ein Anliegen – auch wenn seine Kapazitäten natürlich begrenzt sind. Das Anfangsgehalt seiner Angestellten liegt bei umgerechnet 45 US-Dollar, die Bezahlung ist überdurchschnittlich. Trotzdem sagt Michel: „Ich bin Geschäftsmann und kein Wohltäter. Ich möchte mit meinem Laden Geld verdienen. Reich werde ich damit zwar nicht, aber es rechnet sich. Unsere Produkte sind etwas teurer als anderswo, aber da die Kunden wissen, wie und von wem die Waren produziert werden, akzeptieren sie das und sind bereit, auch ein paar Dollar mehr auszugeben.“

Sechs Monate dauert die Grundausbildung in Michels Werkstatt. Danach werden die Azubis in den normalen Betrieb übernommen. „So was wie: Du

kannst zwei Jahre bleiben und dann musst du dir etwas Neues suchen gibt es bei uns nicht“, erklärt Michel. „Ich trage eine Menge Verantwortung für diese Menschen, unter Umständen ein Leben lang.“

Michel parkt seinen Wagen am Straßenrand vor einem unscheinbaren Tor. Ein staubiger Pfad führt zwischen ein paar Bäumen entlang. „Da sind wir, hier ist meine Werkstatt“ sagt Michel und grinst – wahrscheinlich über mein verdutztes Gesicht. Denn zu sehen ist erstmal nichts, was auch nur im Entferntesten an eine Werkstatt erinnern würde. Wir gehen durch das Tor und den Pfad entlang. Nach ein paar Kurven, von der Straße aus nicht zu erkennen, tauchen zwei Häuser auf. Das eine ist noch ein Rohbau. Michel will anbauen. Aus dem anderen Gebäude, das nach vorne komplett offen ist, hört man schon von weitem laute Geräusche. Sie stammen von Schleifrädern. Und davon gibt es eine ganze Reihe.

An einem großen Tisch sitzt eine Gruppe Frauen. Sie produzieren Seife aus Kokosfleisch. An einem anderen Tisch hocken Jugendliche und arbeiten an Kerzenhaltern. Drei von ihnen sitzen im Rollstuhl. In der Mitte der Halle steht Sokchai. Er ist 30 Jahre alt und Mitarbeiter der ersten Stunde. „Mein bester Mann“ sagt Michel, und Sokchai strahlt über das ganze Gesicht. „Eigentlich wollte ich ja Elektriker werden“, gibt er zu, „aber mittlerweile kann ich mir gar keinen anderen Job mehr vorstellen. Ich liebe es einfach, mit Holz zu arbeiten, es ist kreativ und wird nie langweilig.“ Sokchai hat als Auszubildender angefangen, heute bildet er selbst aus.

Sourna sitzt am Schleifrad. Konzentriert hält er ein vielleicht zwei Zentimeter großes Stück Holz an die rotierende Scheibe, erst die eine Seite, dann die andere. Dann probiert er aus, ob es auf das Cremedöschen mit dem Mosaikmuster passt, das vor ihm steht. Er muss an einer Ecke nachschleifen, dann sitzt alles und er kann das Teil ankleben. Sourna ist sehr geschickt mit seinen Händen – seine Füße dagegen kann er kaum bewegen. Beide Beine sind verwachsen, die Knochen verbogen. Er hat einen Rollstuhl, für kürzere Wege benutzt er Krücken. Seit einem Jahr arbeitet er in der Werkstatt, und in dieser kurzen Zeit ist er schon zum Lehrer befördert worden. „Sourna hat eine sehr schnelle Auffassungsgabe und ist intelligent“, sagt Michel, „mit den Händen kann er genauso schnell arbeiten wie andere auch. Und trotzdem wollte ihn auf dem normalen Arbeitsmarkt niemand haben.“

Als wir uns verabschieden und die Werkstatt verlassen, ruft Michel Sokchai zu, dass er wahrscheinlich in drei Tagen wiederkommt. Er schaut durchschnittlich zweimal pro Woche vorbei, um Hallo zu sagen und Sokchai Geld für die nächsten Materialeinkäufe zu geben. Die Arbeit in der Werkstatt erledigen die Mitarbeiter komplett eigenverantwortlich. „Da mische ich mich nicht ein, da störe ich nur“ meint Michel, lacht und winkt seinen laotischen Handwerkern noch einmal zu.



### 13. Die Entwicklung der Tourismusbranche

Im Jahr 2006 kamen insgesamt 1.215.106 ausländische Touristen nach Laos, blieben im Durchschnitt für sieben Tage und brachten dem Land über 173 Millionen US-Dollar ein. Ein Rekord-Ergebnis. Zum Vergleich: zehn Jahre vorher – 1996 – lag die Zahl der Besucher bei 403.000.

Innerhalb weniger Jahre hat sich die Tourismusbranche zu einer der Top-3-Wirtschaftszweige entwickelt, berichtet Phengchanh Phengmuang von der Nationalen Tourismusbehörde. Seit Anfang der 90er Jahre sind die Zahlen fast immer kontinuierlich gestiegen. „Für 2010 haben wir uns das Ziel gesetzt, zwei Millionen Touristen nach Laos zu locken“, sagt Phengchanh Phengmuang. Erhoffte Einnahmen: 290 Millionen Dollar.

Zwei Büros weiter sitzt seit wenigen Monaten Kirsten Focken. Die Deutsche kam als „integrierte Fachkraft“ der CIM nach Laos und arbeitet jetzt in der Marketing-Abteilung des Tourismusbüros: „Meine Aufgabe ist es, Laos international bekannter zu machen“. Das Merkmal, mit dem sich Laos am besten vermarkten lässt, ist die Natur. „Im Vergleich zur Einwohnerzahl hat Laos viel mehr Natur zu bieten als sämtliche Nachbarländer, außerdem ist es hier ruhiger und weniger erschlossen, und gerade das macht für viele den Reiz aus“, berichtet Kirsten Focken. „Dazu kommt, dass die Menschen hier den Ruf haben, sehr freundlich zu sein. Laos gilt als relaxter als die umliegenden Länder, und die Kriminalitätsrate ist deutlich niedriger.“

Natürlich freuen Kirsten Focken die guten Zahlen – aber Wachstumsraten von 20 Prozent – was in Südostasien in den letzten Jahren durchaus vorgekommen ist, hält sie in Laos nicht für realistisch. Ihr geht es vielmehr um eine kontrollierte Entwicklung gemeinsam mit den Laoten und möglichst ohne weitere Schäden für die Natur. Die leidet ohnehin in Laos – wobei daran nicht nur der Tourismus schuld ist: „Die massenhafte Abholzung der Wälder ist ein großes Problem für unsere Branche. Besonders, weil wir ja explizit mit der Natur werben. Aber wenn man beispielsweise im Norden durch die Provinz Luang Namtha fährt, sieht man fast nur noch kahle Hänge, dort sind mittlerweile große Teile des Waldes gerodet. Das Tourismus-Ministerium versucht zwar auf politischer Ebene den Trend zu stoppen, aber es gibt auch andere Kräfte in der Regierung, die nicht so sehr den Wirtschaftsfaktor Tourismus im Blick haben als vielmehr das gute Geschäft mit dem Holz und das schnelle Geld, das damit zu verdienen ist.“

Das touristische Potential des Landes sei noch nicht ausgeschöpft, außerdem seien die Besucher noch nicht in sämtlichen Provinzen zu finden, sondern bislang lediglich in ein paar „Ballungszentren“ wie Vientiane oder in der alten Königsstadt Luang Prabang. Ein absoluter Kernpunkt ist für Kirsten Focken die richtige Werbung – und die richtige Zielgruppe: „Es geht vor



allem um die Frage, welche Touristen man anziehen will. Die Antwort ist natürlich: die, die auch Geld mitbringen und es auch für Tourismusprojekte ausgeben, von denen die lokale Bevölkerung profitiert. Solche Touristen braucht das Land viel mehr als die Backpacker mit kleinem Budget, die sich für einen Dollar pro Nacht in einem Guesthouse einquartieren. Fahren Sie mal nach Vang Vieng, dann wissen Sie, was ich meine.“

#### **14. Beatles, Pizza, Sitcoms**

Ich beherzige ihren Rat und fahre mit dem Bus die gut drei Stunden nach Vang Vieng. Früher einmal muss Vang Vieng ein idyllischer Ort gewesen sein, malerisch an einem kleinen gewundenen Fluss gelegen, an dessen Ufer bizarre Felsformationen aus dem Wald aufragen. Die Natur ist wunderschön – Vang Vieng selbst ist es nicht. Rund 12.000 Einwohner hat der Ort an der Nationalstraße 13 zwischen Vientiane und Luang Prabang. Doch die Zahl trägt, denn in der Hoch-Urlaubssaison sind es viel mehr. Einige Dutzend Hotels, Guest Houses und Bungalows gibt es hier. Die billigsten Unterkünfte bekommt man schon ab einem oder zwei Dollar. Das zieht Rucksack-Touristen aus Europa, Australien und den USA an. Sie gehen in den Bergen Klettern und machen Mountainbike- oder Kajaktouren. Dementsprechend reiht sich auf der Hauptstraße ein Anbieter an den nächsten. Es ist laut in Vang Vieng. Aus sämtlichen Geschäften dröhnt Pop-Musik, Robbie Williams, Shakira oder auch mal die Beatles. Und abends verwandelt sich Vang Vieng in eine einzige Partymeile. Für laotische Verhältnisse hat der Ort mit seinen überall leuchtenden Neon-Schildern und den blinkenden Lichterketten fast schon Las-Vegas-Flair. Essen kann man hier wie in Europa oder den USA: es gibt Pizza, Burger und Pommes. Und noch etwas gibt es, das sich großer Beliebtheit erfreut: Sobald es dunkel wird, versammelt sich die jugendliche Fangemeinde auf den Sitz-Matten in den wie an einer Perlenkette aufgereihten Straßenrestaurants und schaut fasziniert auf die Mattscheibe. Auf mehreren Fernsehern nebeneinander flimmert „Friends“, eine amerikanische Sitcom – selbstverständlich auf Englisch. Und außerdem in sämtlichen Restaurants. Warum es gerade diese Serie sein muss, habe ich nicht begriffen – aber ein Zufall war es nicht. Gleich zwei Leute hatten mir vor meinem Ausflug nach Vang Vieng schon davon erzählt. Denn das Schauspiel wiederholt sich wohl jeden Abend. Mehrere Folgen laufen nacheinander, genug Zeit also, um sich nebenher gemütlich zu betrinken.

Vang Vieng hat mit dem, was ich sonst von Laos gesehen habe, nicht viel gemeinsam. Glücklicherweise, würde ich sagen. Noch stellt der Ort

eine Ausnahme dar, doch wenn man sich die Anzahl ähnlicher Backpacker-Hochburgen im benachbarten Thailand ansieht, dann kann man erahnen, wohin die Reise auch in Laos gehen könnte.

## 15. Die andere Seite

Eine ganz andere Ausnahme ist die rund 50.000 Einwohner zählende Stadt Luang Prabang. Hier wird gewissermaßen das Kontrastprogramm zu Vang Vieng geboten. Die frühere Königsstadt und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz gilt als DAS Aushängeschild des Landes – und als größter Touristenmagnet. Besonders, seit Luang Prabang im Jahr 1995 in die Liste der UNESCO-Welterbestätten aufgenommen wurde: als eine der in ihrer Ursprünglichkeit am besten erhaltenen Städte Asiens. Der Stadtkern liegt auf einer Halbinsel, malerisch eingerahmt vom Mekong und seinem Nebenfluss Nam Khan. In der Stadt reihen sich auf kleinem Raum – alles in fußläufiger Entfernung – jahrhundertealte Pagoden und gut erhaltene Tempelanlagen aneinander. So geballt, dass es fast unwirklich scheint. An praktisch jeder Ecke gibt es Zeugnisse der Vergangenheit zu sehen und zu besichtigen. Nicht nur buddhistische, sondern auch Spuren aus der Zeit, als Laos französische Kolonie war. Die Architektur der Häuser oder der Restaurants auf der belebten Hauptstraße geben Luang Prabang einen Hauch von südeuropäischem Flair. Es ist außerdem die sauberste Stadt, die ich in Laos gesehen habe. Anders als in Vientiane oder Phonsavan sieht man hier nur selten Müll an den Straßenrändern liegen.

Die Entwicklung der Tourismusbranche hat ganz offensichtlich Geld nach Luang Prabang gespült: Es gibt eine Reihe Luxus-Hotels, edel ausgestattete Massage-Salons und überall Boutiquen mit feinen Stoffen, Holzschnitzereien oder Silberschmuck. Die Stadt ist bekannt für ihre hochwertigen handwerklichen Produkte „Made in Lao“. Und all das kostet natürlich. Luang Prabang ist vergleichsweise teuer. Hier muss man deutlich tiefer in die Tasche greifen als beispielsweise in Vang Vieng.

Trotzdem zieht Luang Prabang auch Scharen von jungen Leuten an. Denn das Angebot an Outdoor-Aktivitäten ist groß: Auch hier kann man Klettern, Kajak fahren, Höhlen besichtigen oder auf Elefanten reiten.

Ähnlich wie Vang Vieng nimmt Luang Prabang meiner Meinung nach aber auch eine absolute Sonderstellung ein. Obwohl die Stadt zu den Touristenmagneten des Landes zählt, habe ich nirgendwo sonst eine ähnlich magische Atmosphäre erlebt. Sowohl die Einheimischen als auch die ausländischen Besucher scheinen von der Stimmung Luang Prabangs verzaubert. Und so passt auch die Beschreibung, die verschiedene Reiseveranstalter

benutzen: In ihren Werbebroschüren nennen sie Luang Prabang einfach nur das „Juwel vom Mekong“.

## **16. Die Akha-Experience**

Der Wasserfall donnert den Felsen hinab und gluckert dann als kleiner erfrischender Bach an der Lichtung vorbei. Als meine beiden Tourguides Ketkeo, Sorjae und ich dort nach mehrstündigem Marsch durch den Wald ankommen, ist der „Mittagstisch“ am Fuß des Wasserfalls schon festlich gedeckt: ein großes Stück Baumrinde – auf ein paar Stöcken angebracht; als Tischdecke dienen Bananenblätter. Darauf in ausgehöhlten Bambus-Stangen das Essen: Klebreis, verschiedene Gemüsesorten und Eier. Alles nach Tradition der Akha zubereitet. Dass das Essen dort mitten im Dschungel auf uns wartet, ist natürlich kein Zufall. Eine ältere Frau und ein Junge haben es für uns aus ihrem Dorf gebracht. Es ist Bestandteil der „Akha-Experience“.

Die „Akha-Experience“ ist ein Community-Tourism-Projekt in Muang Sing in der bergigen nord-laotischen Provinz Luang Namtha. In Luang Namtha wird die ethnische Vielfalt des Landes besonders deutlich. Insgesamt leben – so schreibt die *Vientiane Times* im November 2007 nach den jüngsten Regierungsangaben – Menschen aus 49 verschiedenen Ethnien in Laos. Je nach Qualifizierung variiert diese Zahl allerdings deutlich: manchen Quellen zufolge sind es sogar 68. Luang Namtha ist die „Heimat“ von mehreren Dutzend Ethnien, darunter auch die der Akha. Insgesamt gibt es in Laos gut 65.000 Akha, das sind 1,4 Prozent der Gesamtbevölkerung. Im 31.000 Einwohner zählenden Distrikt Muang Sing sind allerdings 65 Prozent der Bevölkerung Akha (Quelle: Tribal Museum Muang Sing) – dort stellen sie also die Mehrheit. Die Akha sind ein Bergvolk, das ursprünglich aus dem tibetanischen Hochland stammt und nach China, Myanmar, Thailand und Laos abgewandert ist.

Man trifft sie in der Stadt Muang Sing selbst, viele leben aber auch weit abgeschieden und in einfachsten Verhältnissen in den Bergen, betreiben Subsistenz-Landwirtschaft und bleiben weitgehend unter sich. Sie gehören zu denjenigen, die von Wandel und Fortschritt praktisch ausgeschlossen sind. In Laos zählen sie zu den Ärmsten. Ihnen die Möglichkeit zu geben, Geld zu verdienen und trotz schwieriger Umstände von der sich rasant entwickelnden Tourismus-Branche zu profitieren – ohne dabei die eigene Kultur und Tradition über Bord zu werfen – das ist das Ziel der „Akha-Experience“. Dabei handelt es sich um ein von der GTZ entwickeltes und gemeinsam mit der laotischen Regierung und einem Tourismus-Anbieter durchgeführtes Public-Private-Partnership-Unterfangen. Die „Akha-Expe-

rience“ richtet sich nicht an Billigtouristen, sondern ist für ein gut zahlendes Publikum konzipiert.

Luang Namtha liegt im Gebiet des früher berüchtigten Goldenen Dreiecks und war vor allem für Drogenanbau und -handel bekannt. Heute versucht die Provinz, sich einen Namen als Ökotourismus-Standort aufzubauen. Mehrere Anbieter werben mit Trekking-Touren in die umliegenden Berge. Die „Akha-Experience“ setzt neben der grandiosen Natur aber auch noch einen kulturellen Schwerpunkt. So lernt man auf der ein- oder dreitägigen Tour die Lebensweise der Akha hautnah kennen: man besucht ihre Dörfer, isst und trinkt mit ihnen, schaut sich an, wie ihr Alltag aussieht und übernachtet schließlich in einem Guesthouse – einem Holzhaus auf Stelzen am Rand des Dorfes - dass speziell für diesen Zweck errichtet wurde.

Weil ich an diesem Tag die einzige Kundin bin, kann ich nur die Tages-tour buchen. Morgens treffe ich mich mit meinen Guides Ketkeo und Sorjae. Sorjae ist Akha. Er wird für Ketkeo ins Laotische übersetzen (der mir dann wiederum auf Englisch erklärt, worum es geht), denn die Akha sprechen eine eigene Sprache. Ihre Geschichte wird seit Jahrhunderten von Geschichtenerzählern in Versform von einer Generation an die nächste weitergegeben. Insgesamt über 10.000 Zeilen umfasst diese Akha-Historie in Reimen bis heute.

Auf und ab geht es durch den Wald. Unterwegs erzählt Sorjae von der Geschichte seines Dorfes. Seine Vorfahren gehören zu den Akha, die aus Thailand nach Laos einwanderten. Früher lebten sie weiter oben in den Bergen, noch isolierter von der Außenwelt – und total verarmt. Später zogen sie näher ans Tal heran, um zumindest einen gewissen Anschluss an den Ort und die Möglichkeit zu haben, auf dem Markt ihre Produkte zu verkaufen. Trotzdem reichte es meistens nur gerade so zum Überleben. „Durch die Akha-Experience hat sich das Leben in meinem Dorf ziemlich verändert“, sagt Sorjae, „Früher sind niemals Touristen zu uns gekommen. Sie hätten auch gar nicht gewusst, wie sie uns finden sollen. Und jetzt kommen Gäste und bringen Geld ins Dorf.“ Ein Teil des Preises, den die Kunden zahlen, fließt direkt in die Dorfkasse. Und der Lebensstandard hat sich seitdem merklich verbessert, meint Sorjae.

Aber auch auf andere Weise könnten die Akha von den Touristen profitieren. „Unsere Tourguides lernen mittlerweile englisch, das wäre noch vor ein paar Jahren unvorstellbar gewesen. Vor sieben Jahren gab es an der Schule von Muang Sing noch keinen einzigen Englisch-Lehrer.“ Sorjae gehört zu den wenigen, die in Muang Sing zur Schule gegangen sind. Viele Akha besuchen nur die im Dorf liegende Grundschule.

Auf einem Bergkamm bleiben wir stehen: „Von hier aus kannst du in drei Länder schauen, rechts liegt China, in der Mitte Myanmar und links

ist Thailand“ erklärt Ketkeo. Und dann geht es abwärts ins Tal und zum Wasserfall.

Gemeinsam mit der älteren Frau und dem Jungen marschieren wir nach dem Essen weiter in Richtung Dorf. Der Lehm-Pfad führt steil bergauf und hat tiefe Furchen. Obwohl sie nur Flip-Flops trägt und ich feste Wanderschuhe, habe ich Mühe, mit dem Tempo der Frau mitzuhalten. Scheinbar mühelos „fliegt“ sie den Berg herauf, während ich ganz schön ins Schwitzen komme.

Dann sehe ich das Dorf Ban Lao Khao: eine Ansammlung von schlichten Holzhäusern, die bei den Akha traditionell auf Pfählen gebaut sind. Ungefähr 270 Menschen wohnen hier. Die Dächer sind aus Stroh. Eine Treppe führt auf eine Art Veranda – und von dort geht es in den einzigen Raum. Wir sind kaum im Dorf angekommen, da werden wir schon von Sorjaes Nachbarn eingeladen. Sofort zeigt er mir das Haus. Drinnen ist es schummrig, die eine Seite des Raums ist mit mehreren Matten belegt, darauf liegen Decken. Hier schläft die ganze Familie. Die andere Seite wird von einer Feuerstelle dominiert – es wird im Haus gekocht. Weil es keinerlei Abzugsmöglichkeiten gibt, riecht es drinnen sehr stark nach Rauch und Ruß. Ich bin froh, als ich wieder draußen bin und frische Luft atme.

Wir setzen uns auf kleinen Schemeln auf die Veranda. Der Hausbesitzer holt eine Flasche mit durchsichtiger Flüssigkeit. Und Schnapsgläser. Mir schwant Übles. Bisher hatte ich noch keinen „Lao Lao“ probiert – aber schon viele Geschichten über den selbstgebrannten Schnaps gehört. Da es in Laos aber als sehr unhöflich gilt, eine Einladung zum „Lao Lao“ abzulehnen – einzige akzeptable Gründe sind Medikamenten-Einnahme oder Schwangerschaft – lasse ich mir ein Glas einschenken. Vorsichtig probiere ich den Inhalt. Und habe sofort das Gefühl, als könnte ich Feuer spucken. Die anderen amüsieren sich derweil köstlich über mein verzerrtes Gesicht und verkünden fröhlich, dass der „Lao Lao“ an die 80 Prozent Alkohol enthält. Bei der nächsten Runde darf ich glücklicherweise aussetzen.

Eine Frau mit traditioneller Akha-Kleidung kommt auf uns zu. Die Akha-Frauen tragen farbenfrohe, mit aufwendigen Stickereien verzierte Kleider, bunte Leggings an den Unterschenkeln und Kopfschmuck. Im Alltag fällt die Kleidung meist etwas einfacher aus, aber die Gäste sollen einen Eindruck davon bekommen, wie die Akha sich bis heute zu sämtlichen festlichen Anlässen kleiden. Die Frau spinnt Garn aus Baumwolle. In der einen Hand hält sie ein wattebauschgroßes Stück Baumwolle und zwirbelt blitzschnell einen Faden, der sich auf einer Spule aufwickelt. Es sieht spielerisch leicht aus, denke ich. Sie lässt es mich probieren und lacht herzlich, als schon nach wenigen Sekunden der Faden reißt.

Neben uns steht ein Wasserbüffel, und um uns herum laufen Schweine, Hühner und Hunde frei herum. Die Tiere gehören hier zum Alltag und zum

Leben dazu. Als wir weitergehen, kommen wir an die Wasserstelle des Dorfes. Hier wird Kleidung gereinigt, geduscht oder Wasser fürs Haus geholt. Stolz erklärt Sorjae, dass es mittlerweile sogar eine echte Pumpe gibt. Mehrere Frauen stehen im Sarong in dem eingezäunten Bade-Areal und waschen sich, ein paar Kinder plantschen zu ihren Füßen. Einige Männer sitzen etwas entfernt auf dem Boden und unterhalten sich. „Tja, so sieht das Leben in meinem Dorf aus“, sagt Sorjae. Als wir das Dorf verlassen, gehen wir unter einem gezimmerten Holztor hindurch – ein typisches Merkmal der Akha-Dörfer, erklärt Sorjae. Es ist ein „Spirit Gate“, das das Dorf vor allen bösen Geistern beschützen soll.

### **17. „Im Moment sitzen noch nicht viele im Boot.“ – Die soziale Schere in Laos**

Die große Mehrheit der Laoten – mehr als 80 Prozent – lebt auf dem Land und von der Landwirtschaft. Die Mehrheit von ihnen produziert allerdings nur für den eigenen Bedarf und nicht für den Verkauf oder Export: rund 60 Prozent betreiben diese so genannte Subsistenz-Wirtschaft. Damit erklärt sich auch, warum nur knapp die Hälfte des Bruttosozialprodukts von der Landwirtschaft erbracht wird. Eine der ganz großen Herausforderungen in der näheren Zukunft ist es, die Landwirtschaft wettbewerbsfähiger zu machen, eine höhere Produktivität zu erzielen und so die Kluft zwischen Stadt- und Landbevölkerung zu verkleinern. Im Moment ist sie groß.

Die GTZ betreibt unter Mithilfe des DED im bergigen Norden des Landes ein Projekt, das sich mit genau dieser Problematik befasst. RDMA heißt es – „Rural Development in Mountaineous Areas“. Das Projekt erstreckt sich über drei Provinzen: Sayabouri, Bokeo und Luang Namtha. Ulrich Sabel-Koschella ist Landeskoordinator der GTZ in Laos und Programmleiter der RDMA-Projekte. „Was wir hier machen, ist ein integriertes ländliches Entwicklungsprogramm“, erklärt er, „das bedeutet, dass wir sehr viele verschiedene Dinge parallel angehen und uns nicht nur auf einen Sektor konzentrieren.“

Grundsätzlich arbeiten wir in drei Bereichen, zum einen sind das Wirtschaftsentwicklung und Management natürlicher Ressourcen und daneben die soziale Entwicklung und die Institutionenförderung. Denn das, was man bei uns an Institutionen kennt, ist in den ländlichen Räumen hier entweder überhaupt nicht existent oder nur sehr schwach entwickelt.“

In den drei Provinzen arbeitet die GTZ jeweils mit einem Teamleiter und mehreren laotischen Kollegen zusammen. Aber das allein reicht nicht, erklärt Uli Sabel-Koschella. Denn die Region sei ein regelrechter ethnischer „Flickenteppich“ – hier leben Menschen aus rund 30 Ethnien. Und diese

ethnische Vielfalt erschwert die Arbeit der Entwicklungshelfer immens: „Man muss nicht nur verschieden auf diese Ethnien zugehen, sondern auch verschiedene Sprachen beherrschen, und die sprechen zum Teil auch unsere laotischen Mitarbeiter nicht, das heißt, sie müssen Übersetzer haben, oder wir müssen zusätzliche Leute anstellen. Deshalb haben wir eine relativ große Anzahl von „community development advisern“ dabei, die aus der Region rekrutiert werden und sowohl Lao als auch die betreffenden anderen Sprachen sprechen.“ Und was noch dazu kommt: Längst nicht alle dieser Sprachen sind verschriftlicht, viele werden nur gesprochen.

In der Provinz Luang Namtha gibt es über 100 Projektdörfer in den zwei Distrikten Muang Sing und Nalae. Teilweise liegen diese Dörfer fernab der nächsten Straße und sind auch nicht über den Fluss direkt zu erreichen. Um dort hinzugelangen, ist ein gewaltiger logistischer Aufwand nötig, erzählt Ulrich Sabel-Koschella. Er hat es ausprobiert: „Zuerst fliegt man von Vientiane nach Oudomxay, dann fährt man mit dem Wagen bis zur Distrikt-Hauptstadt Nalae. Man übernachtet dort und bespricht sich mit den Distrikt-Verwaltungsbehörden. Danach geht es per Boot weiter. Auf das Boot werden auch ein Geländemotorrad und ausreichend Benzin geladen. Man fährt den Fluss hinunter bis man an eine Stelle kommt, von der aus man dann mit dem Motorrad in die Berge zu den Dörfern hoch kann. Aber irgendwann kommt der Punkt, an dem man auch mit dem Motorrad nicht mehr weiterkommt, wo es außer Fußpfaden überhaupt keine Wege mehr gibt. Tja, und da lässt man das Motorrad zurück und geht zu Fuß weiter – zwei, drei Tagesmärsche. Später geht es auf demselben Weg wieder zurück.“ Die Geschichte macht deutlich, wie schwierig die Voraussetzungen zur Hilfe hier sind. Die Menschen in den betroffenen Dörfern sind von der Welt weitgehend abgeschnitten, sie verfügen kaum über Bildung und haben auch kaum Möglichkeiten, Geld mit landwirtschaftlichen Produkten zu verdienen, weil der Weg bis zum nächsten größeren Ort einfach zu weit ist.

Früher wurde in diesen Bergdörfern vor allem Mohn als Cash Crop angebaut und Opium produziert. Das habe ganz einfache Gründe, sagt Ulrich Sabel-Koschella. Denn mit Opium habe sich zum Einen gutes Geld verdienen lassen und zum Anderen sei es perfekt geeignet für die Lebenssituation in den Bergen – weil die gesamte Ernte eines Bauern nur ein ungefähr faustgroßes Bällchen ist, dass man leicht auch über weite Wege zum nächsten Abnehmer transportieren kann.

Auch heute noch wird in Laos Opium angebaut – in Muang Sing wurde mir beispielsweise jeden Tag etwas auf der Straße angeboten. Aber die Zeiten haben sich trotzdem deutlich geändert. „Opium-Anbau ist in Laos in den letzten Jahren sehr stark und auch mit sehr rigiden Methoden ein-



geschränkt worden. Und die Regierung hat das Land mittlerweile weitgehend für opiumfrei erklärt. Die Menschen, die früher mit dem Opiumanbau Geld verdient haben, müssen jetzt etwas anderes machen.“ Doch dafür einen Ersatz zu finden, sei eins zu eins gar nicht möglich, weil es nichts gäbe, bei dem der Transport so unkompliziert sei wie beim Opium – und die Produktivität dadurch vergleichsweise hoch. Alternative Einkommensmöglichkeiten zu finden, um das wirtschaftliche Auskommen der betroffenen Menschen trotz der schwierigen Infrastruktur zu sichern, ist Teil der Arbeit beim RDMA-Programm von GTZ und DED. Dabei geht es zuerst einmal um grundsätzliche Fragen wie: Welche Produkte sind gefragt? Wofür gibt es einen Absatzmarkt? Und welche Nachfrage können die Bergdorf-Bewohner realistischerweise befriedigen? Vieles ist derzeit aufgrund der mangelnden Infrastruktur schlicht nicht möglich, sagt Ulrich Sabel-Koschella. Auch die Regierung hat das erkannt – und praktiziert einen eigenen Lösungsansatz: „Es gibt hier eine massive Umsiedlungspolitik. Die kleinen verstreuten Dörfer werden praktisch komplett verlegt – in die Nähe einer Straße oder eines Flusses. Das macht natürlich auch erstmal Sinn, allerdings geschieht es teilweise mit Druck von oben. Da ist dann das Militär freundlicherwise beim Umzug behilflich.“ Umgesetzt wird die Umsiedlungspolitik in den Distrikten, sie sind für die Organisation verantwortlich. Dadurch unterscheiden sich die Vorgehensweisen bei der Umsiedlung – abhängig vom Personal – teilweise sehr stark voneinander.

Ulrich Sabel-Koschellas Büro ist in Vientiane, weit entfernt von Distrikten wie Nalae und Muang Sing. Es liegt gewissermaßen in einer anderen, einer viel schnelleren Welt. Sabel-Koschella beobachtet seit über drei Jahren, wie schnell sich Vientiane entwickelt und verändert. Und er weiß gleichzeitig, wie lange Veränderungen auf dem Land dauern können: „Der Fortschritt passiert in den Städten, auf dem Land merkt man davon nichts. Alles, womit man irgendwie Geschäfte machen kann, wird natürlich erstmal in den Städten gehandelt – entlang der großen Straßen. Und dann gibt es auch noch zusätzliche Mechanismen, die zur Kluft beitragen. Die Wertschöpfung passiert nicht nur im städtischen Raum, aber ein Großteil des erwirtschafteten Geldes landet dort. Bestes Beispiel: Die größten Einnahmen des Staatshaushaltes stammen derzeit aus der Wasserkraft und aus dem Bergbau. Die Wasserkraft wird im ländlichen Raum erzeugt – der Strom kommt aus Staudämmen, die irgendwo im Land sind und nicht in der Hauptstadt – und auch die Minerale für Kupfer oder Gold werden irgendwo in den Bergen geschürft. Dort wird das Geld hergeholt, aber es bleibt halt nicht da, sondern fließt sozusagen über den zentralen Staatskanal in die Städte. Man muss das Geld irgendwie wieder zurückleiten.“



## 18. Tierfutter und Mangos aus dem Grünen Dreieck

„I would like a mango juice“ – gerade bin ich nach achtstündiger Reise in Muang Sing angekommen, der Hauptstadt des Sing-Distrikts in der Provinz Luang Namtha, wenige Kilometer südlich der chinesischen Grenze. Ich sitze in einem der Restaurants auf der einzigen geteerten Straße und denke mir, dass ein frischer Mango-Saft jetzt genau das Richtige wäre (in Phonsavanh hatte ich immer fantastische Mango-Shakes). Der Besitzer – ein alter Mann, der eigentlich immer lächelt – zuckt bedauernd die Schultern und erklärt mir: „Don't have. Wrong time of year.“ Natürlich weiß ich es zu diesem Zeitpunkt noch nicht, aber Mangosaft wird bei meinem Besuch in Muang Sing später noch eine Rolle spielen.

Muang Sing ist einer der beiden Projekt-Distrikte des RDMA-Programms der GTZ, das unter Mitarbeit des DED durchgeführt wird. Gut 50 so genannte „Target Villages“ gibt es hier, dazu kommen fast 60 weitere im südlich gelegenen Distrikt Nalae. Ich bin nach Muang Sing gekommen, um mir anzuschauen, wie und unter welchen Umständen die Mitarbeiter der deutschen Entwicklungszusammenarbeit hier arbeiten. „Eigentlich hätten wir Dich gern auf einen Field Trip nach Nalae mitgenommen“ sagt GTZ-Mitarbeiterin Elizabeth Vochten mir im Vorfeld, „aber dafür hättest Du einfach mehr Zeit gebraucht.“ Stattdessen empfiehlt Teamleiter Dr. Peter Reckhaus einen Besuch in näher gelegenen und einfacher zu erreichenden Dörfern in Muang Sing – mit Gregor Schwarzer vom DED, der im Rahmen des RDMA-Programms für den Bereich SME, also „Small and Medium Enterprises“ zuständig ist: „Wobei „small“ eigentlich schon eine Übertreibung ist. Mikro wäre wohl der bessere Ausdruck. Denn für mich ist schon jeder, der sein Schwein zum Verkauf auf den Markt treibt, ein Unternehmer.“

Gregor Schwarzers Aufgabe ist es, Wertschöpfungsketten für die Bevölkerung in seinen Projekt-Dörfern zu entwickeln. Das heißt, er sucht nach lokalen Produkten, für die es – trotz teilweise schwieriger Zugangsbedingungen – einen Markt gibt. Eine ganz zentrale Rolle soll dabei die dörfliche Viehhaltung spielen. Im Moment läuft sie noch völlig unkontrolliert ab. „Uns geht es darum, Tieraufzucht und -haltung insgesamt so zu verbessern, dass sich die Einkommen aus der Tierproduktion nahezu verdoppeln. Im Moment dauert es beispielsweise bis zu 18 Monate, um ein Schwein groß zu ziehen. Und viele Tiere erreichen dieses Alter gar nicht erst, zwischen 60 und 70 Prozent der Hühner und Schweine sterben vorher. Sie sind meistens total verwurmt und anfällig für Krankheiten.“ Dieses Problem aber ließe sich relativ einfach beheben, durch Wurmpillen und Impfungen – dadurch könnte die Tiersterblichkeit von gut 60 auf unter 30 Prozent pro Jahr gemindert werden, erklärt Schwarzer. Die Schwierigkeit liegt darin, die Dörf-

ler davon zu überzeugen, solche Maßnahmen durchführen zu lassen. „Sie kennen das einfach nicht und sind Neuem gegenüber oft skeptisch.“ Bei seinem Vorhaben, die Bevölkerung in den Bergdörfern von dieser „neuen“ Methode zu überzeugen, setzt der 53-jährige auf einheimische Mithilfe. In jedem Dorf gibt es eine Art einfachen „Tierarzt“. Und dieser ausgebildete Tierpfleger soll praktisch mit gutem Beispiel vorangehen, er soll seine eigenen Tiere impfen und behandeln. Wenn dann andere Tiere erkranken und seine nicht, werden die anderen Dorfbewohner nachziehen, hofft Gregor. Die Impfungen sind aber nur das eine. Daneben geht es auch ums Futter. Das soll verbessert werden, um die Aufzucht- und Mast-Zeit auf höchstens ein Jahr zu verkürzen. Deshalb hat Gregor Schwarzer vor, eine kommerzielle Tierfutter-Produktion aufzubauen. Als Standort für die Futter-Herstellung hat er das Akha-Dorf Meuto Kao ausgewählt. Das Dorf liegt eigentlich nur 50 Kilometer Luftlinie von Muang Sing entfernt. Aber weil die Straße dorthin noch nicht fertig ist, ist der Weg zurzeit noch eine wahre Odyssee: zwei Tagesreisen braucht man, um Material nach Meuto Kao zu transportieren, per Boot über den Mekong und dann per Einachs-Traktor über halsbrecherische Bergpfade.

Gregor erklärt, was er genau vorhat: „Wir werden den Bauern aus der Umgebung einen Teil ihrer Ernte abkaufen, vornehmlich Mais, Maniok, Sesam und Reiskleie und nach Meuto Kao liefern lassen, das verschafft ihnen ein Einkommen. Den Dörflern dort bringen wir bei, wie man protein- und energiereiches Hühner- und Schweinefutter herstellt, welche Zutaten in welcher Menge rein müssen und so weiter. Ein wichtiger Bestandteil dabei sind Sesamkörner, die sind sehr fett- und proteinhaltig. Wir werden eine Presse nach Meuto Kao bringen, und dann können dort die Körner ausgepresst werden.“ Im Moment gibt es nur importiertes Futter auf Provinzmärkten zu kaufen – vor allem aus China, aber auch aus Thailand. Das Futter aus Meuto Kao könne aber viel billiger produziert und verkauft werden, erklärt Gregor Schwarzer: „Für importiertes Futter zahlt man pro Kilo 7.500 Kip, unseres dagegen wird nur ungefähr 4.000 Kip kosten. Und wir möchten es einmal in der ganzen Provinz Luang Namtha auf den Markt bringen. So bleibt alles Geld – von der Produktion bis zum Absatz – in unserem Distrikt, und durch den Verkauf von Futter und Tieren fließen zusätzliche Geldmittel aus der Provinz ein.“ Dabei wird nichts verschwendet. So sollen gleich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden. Denn der Sesam erweist sich als dankbares Korn: „Beim Pressen entsteht zum Einen der proteinhaltige Sesamkuchen, der ins Tierfutter wandert. Daneben erhält man aber auch Sesam-Öl. Und das wollen wir auf den Markt bringen. Es ist qualitativ hochwertig, da kalt von Hand gepresst, und momentan gibt es in Laos keinen einzigen Hersteller von Sesam-Öl. Es wird ausschliesslich importiert, z.B. aus Thailand

und Korea, und da unser Produkt wesentlich preisgünstiger ist, gibt es dafür auch einen Markt. Die Test-Verkäufe zeigen das deutlich. Wir haben ein paar Flaschen in Geschäften in Vientiane in den Handel gebracht, und die Leute haben sie uns praktisch aus der Hand gerissen.“

Noch steht das Tierfutter-Projekt relativ am Anfang, aber Gregor Schwarzer plant, die Produktion innerhalb der nächsten Monate ins Rollen zu bringen. Und wenn sich alles eingespielt hat, wird das Tierfutter-Unternehmen in laotische Hände übergeben – sprich an einen örtlichen Interessenten verkauft – der es dann selbstständig weiterführen soll. Angepeilter Termin dafür ist Ende 2008. Und wenn alles nach Plan verläuft, sollen dort bereits im ersten Jahr 15 Tonnen Futter produziert werden – wobei die Kapazität bis zu 100 Tonnen zulässt und daher sukzessive gesteigert werden soll.

Einen Namen für sein „Baby“ hat Gregor Schwarzer auch schon: „Green Triangle Products“ soll auf den Futtersäcken stehen, eine Anspielung auf das Goldene Dreieck und vor allem darauf, dass die Region jetzt für etwas anderes als die Drogengeschäfte steht.

Die meisten Dörfer in Muang Sing haben früher ganz auf den Opiumanbau gesetzt. Alternative Einkommensmöglichkeiten seit dem Anbau-Verbot durch die laotische Regierung waren bisher Mangelware. Auch Lorsee und Peeyer gehörten einmal zu den klassischen Opium-Dörfern. Jetzt sollen sie statt auf Mohn auf Mangos setzen.

Im Geländewagen sind wir unterwegs nach Lorsee, einem Akha-Dorf mit 410 Einwohnern ungefähr zehn Kilometer von Muang Sing entfernt. Schon kurz nach dem Ortsausgang geht es von der geteerten Straße ab – auf einer Furche durch wilde Felder. Die Fenster müssen geschlossen bleiben, denn der Weg ist so eng, dass ständig Zweige über Scheiben und Türen peitschen. Außerdem gibt es etliche Schlaglöcher. In der Regenzeit ist der Weg praktisch nicht befahrbar, und auch sonst benutzen die Mitarbeiter eigentlich Motorräder. Aber dieses Mal sind wir einfach zu viele: neben dem Fahrer und Gregor Schwarzer ist außerdem noch Jörg Hager dabei – ein neuer DED-Mann auf Einarbeitungsreise – sowie zwei Beamte der Distrikt-Behörde für Industrie und Handel. Und ich.

Gregor erzählt, was es mit den Mangos auf sich hat. Vor fünf Jahren wurden im Rahmen des RDMA-Programms in einigen Projekt-Dörfern Mango-Bäume gepflanzt, und mittlerweile tragen sie Früchte. Da hiesige Mangos aber alle im Juni oder Juli reif sind und praktisch gleichzeitig geerntet werden müssen, gibt es in diesen Monaten auf dem Markt von Muang Sing ein Überangebot. Dementsprechend sind die Preise im Keller. Das Problem ist auch, dass die Früchte schnell faulen und damit wertlos werden. Auf der Suche nach Konservierungs- und Absatzmöglichkeiten – und damit einem Einkommen für die Baum-Besitzer – kam Gregor Schwarzer die Idee, Mango-

Saft herzustellen. „Hier kommen die Touristen ins Spiel. In den Restaurants sind die frischen Fruchtsäfte und -shakes sehr beliebt. Mangos gibt es aber immer nur in der Saison. Und wenn wir einen leckeren und mehrere Monate haltbaren Saft herstellen, können wir ihn fast das ganze Jahr über anbieten.“ Leider kann der Saft nicht in den Dörfern selbst produziert werden, weil dort einfach die Voraussetzungen nicht gegeben sind – nicht zuletzt auch in punkto Hygiene. Aber Gregor Schwarzer hat vorgesorgt: Er hat eine Familie in Muang Sing gefunden, die bereits aus Sojabohnen Gewürzsoße für die Suppenküchen herstellt und die Saft-Produktion gern zusätzlich übernehmen würde. Er zeigt uns ein Sample: eine durchsichtige Glasflasche mit Green-Triangle-Label. Auf der Hinterseite steht außerdem, dass die Früchte aus einem Akha-Dorf stammen. Auch um mögliche Abnehmer hat Gregor Schwarzer sich schon bemüht. Er hat in Muang Sing mit Restaurantbesitzern gesprochen und sie auf den Mango-Saft aufmerksam gemacht. Bis jetzt, so sagt er, war das Interesse allgemein groß. Und nun geht es darum, die eigentlichen Mango-Lieferanten ins Boot zu holen. Insgesamt acht Dörfer sollen an dem Projekt beteiligt sein.

In Lorsee werden wir schon erwartet und direkt zu einer alten Frau geführt. Gemeinsam mit ihrem Mann hat sie vor fünf Jahren Mango-Bäumchen gepflanzt. Seit einem Jahr ist sie Witwe. Wir haben Glück: Das Gespräch mit der Frau gestaltet sich vergleichsweise einfach, denn sie spricht neben der Akha-Sprache auch laotisch. Gregor fragt, wie viele Bäume sie besitzt. „So ungefähr 35“ sagt sie und zeigt auf ihre „Plantage“. Die Bäume sind in keinem besonders guten Zustand, sie sind nicht gepflegt, stehen wild durcheinander und der Boden ist mit Unkraut übersät. Die Ernte sei in diesem Jahr nicht gut gewesen, sagt die alte Frau. Sie habe Probleme mit Insekten. Genauer kann sie es aber nicht beschreiben. Auf die Frage, welchen Preis sie sich für ein Kilo Mangos vorstellen könnte, schaut sie Gregor verständnislos an. Sie weiß nicht, was ein Kilogramm ist, rechnet immer nur in Stückzahlen. „Das ist eines der ersten Dinge, die wir den Menschen beibringen. Sie müssen lernen, mit einer Waage und mit Maßeinheiten umzugehen. Das ist in diesem Kontext wichtiger als Lesen und Schreiben“ sagt Gregor. Er erklärt der Frau, dass er einen Abnehmer hat, der gerne im kommenden Sommer ihre gesamte Ernte aufkaufen möchte, um aus den Mangos Saft und daneben auch Kompott und Marmelade herzustellen. Dann zeigt er ihr die Samples. Stauend hält sie die Flasche in den Händen, dreht sie herum. Ich habe den Eindruck, dass sie in diesem Moment gar nicht richtig versteht, worum es geht. Es ist einfach zuviel auf einmal. Aber natürlich sagt sie zu, als Gregor Schwarzer fragt, ob sie Interesse an diesem Geschäft hätte. Sie lächelt – und offenbart dabei einen fast völlig zahnlosen Mund. Wir verabschieden uns, wobei Gregor den beiden Distrikt-Beamten nahelegt, Folge-

Besuche im Dorf zu organisieren, um die alte Frau detaillierter zu informieren und ihr mehr über die richtige Pflege der Mango-Bäume beizubringen.

Peeyer ist ein bisschen größer als Lorsee. 500 Menschen leben hier. Insgesamt scheint das Akha-Dorf auf den ersten Blick etwas weniger arm zu sein. Außerdem verläuft hier eine richtige Lehmstraße, so dass der Zugang zum Dorf weitaus einfacher ist. Auch in Peeyer haben wir es mit einer – vielleicht 40jährigen – Witwe zu tun. Auch sie hat gut 30 Mango-Bäume. Beim Anblick der Pflanzen wird sofort klar, dass sie keine Ahnung vom richtigen Anbau hat. Die Bäume stehen so dicht nebeneinander, dass die Blätter sich berühren. Es ist ein so dichtes Geflecht, dass unterhalb der Kronen kaum Licht einfallen kann. Gregor Schwarzer ist nicht verwundert, als die Frau erzählt, dass sie nur wenige und sehr kleine Früchte ernten konnte. „Da werden wir wohl nicht umhin kommen, Bäume zu fällen, sonst wird das hier nichts. Und das muss man den Menschen auch genau erklären, weil es ihnen natürlich nicht einleuchtet, warum weniger Bäume mehr Früchte tragen sollen.“ Auch die Frau in Peeyer sagt begeistert zu, als Gregor Schwarzer sie fragt, ob sie an dem Projekt teilnehmen möchte. Der Besuch war ein Erfolg.

Auf dem Rückweg überlegt Schwarzer, wie die nächsten Schritte aussehen könnten. Mit den Distrikt-Behörden spricht er darüber, ob man den Dorfbewohnern einen Geld-Vorschuss zahlen könnte, um ihnen zu zeigen, wie ernst es mit diesem Geschäft ist. Und durch Verbindlichkeit hofft er auch den Ehrgeiz in Sachen Baumpflege anzustacheln.

Sechs weitere Dörfer stehen noch auf der Liste. Und danach heißt es Warten auf die nächste Ernte. Im Sommer 2008 werden die nächsten Mangos reif sein. Dann soll die Produktion anlaufen. Und in der nächsten Hauptreisezeit im Winter 2008/2009 sollen die Touristen in Muang Sing und vielleicht sogar in der Provinz-Hauptstadt Luang Namtha täglich frischen Mango-Saft auf der Getränkekarte finden.

## **19. Ist das hier schon China oder was?**

Je weiter man auf der Nationalstraße 13 nach Norden fährt, desto offensichtlicher wird der Einfluss, den der übermächtige Nachbar China in Laos hat. Spätestens ab der Provinz Oudomxay ist es nicht mehr zu übersehen: in der gleichnamigen Provinzhauptstadt sind viele der Hotels mit chinesischen Namen und Schriftzeichen versehen, und der tägliche Markt scheint fest in chinesischer Hand zu sein. Wenn man hier durch die Gänge geht, reihen sich „Marken“-Klamotten und Accessoires aneinander: Schuhe von Puma, Adidas oder Nike, Sonnenbrillen von Gaultier, Armani und Prada oder auch Elektrogeräte. Alle Made in China und zu Dumpingpreisen.

Noch weiter nördlich in der Nachbarprovinz Luang Namtha sind die Straßenverhältnisse hervorragend (das fällt nach mehreren Bus-Etappen bei teilweise deutlich schlechteren Bedingungen sofort auf) – die Straße unterscheidet sich kaum von einer deutschen Bundesstraße. Kein Holpern, keine Schlaglöcher, alles eben und in bestem Zustand. Auf die Frage, wer diesen Straßenabschnitt gebaut hat, bekomme ich eine prompte Antwort. Die Chinesen. Natürlich nicht ganz uneigennützig, grenzt Luang Namtha doch an die Volksrepublik. So rollen chinesische Waren über die chinesische Straße, um in Laos an den Mann gebracht zu werden. Umgekehrt werden laotische Produkte nach China exportiert – im Moment ist vor allem das chinesische Interesse an Kautschuk riesig, und so sieht man entlang der Strecke immer wieder Gummibaumpflanzungen.

Oft ist es so, dass laotische Rohstoffe ins Nachbarland ausgeführt und dort verarbeitet werden, bevor sie dann als fertige Produkte doch wieder in Laos landen. Nur ein Beispiel dafür ist das Tierfutter, von dem Gregor Schwarzer mir in Muang Sing erzählte. Im Prinzip kaufen die Bauern ihre eigene Ernte als Re-Import teuer wieder auf, nur weil es in ihrer Region in Laos bisher keine verarbeitenden Betriebe gibt.

Überhaupt kann man in Muang Sing nicht übersehen, dass es nicht weit ist nach China. Elf Kilometer von der Stadt entfernt liegt ein Grenzübergang, den nur Laoten und Chinesen überqueren dürfen. Auf der anderen Seite liegt die chinesische Provinz Yunnan. Ständig sieht man in Muang Sing Autos mit chinesischem Kennzeichen, denn Tagelöhner gibt es reichlich. Zurzeit wird in der Stadt außerdem an mehreren Gästehäusern gebaut – und selbst wenn die Beschilderungen nicht mit chinesischen Schriftzeichen versehen wären, die Frage, WER hinter den Bauarbeiten steckt, erübrigt sich...

## **20. Der Mekong, die „Mutter aller Flüsse“**

Neben aller offensichtlichen Armut ist Laos doch reich – an Wasservorräten. Der Mekong und seine Nebenflüsse sind gewissermaßen die Lebensader des Landes. Über insgesamt 1.865 Kilometer Länge schlängelt sich der Mekong durch das Land. Gelblich-braun fließt der Strom träge an Vientiane vorbei. Auf der anderen Seite, vielleicht sechshundert Meter entfernt, liegt Thailand. Und mitten an der Ufer-Promenade – mit direktem Blick aufs Wasser – befindet sich das Sekretariat der Mekong-River-Commission (MRC). Die Kommission ist ein gemeinsames Gremium von vier der sieben Mekong-Anrainerstaaten mit Hauptsitz in Vientiane. Neben Laos gehören außerdem Thailand, Vietnam und Kambodscha zur MRC – wobei Laos mit 35% den größten Anteil der Gesamt-Wassermen-

ge beisteuert. 1995 einigten die vier Länder sich darauf, das ökonomische Potenzial des Flusses gemeinsam zu nutzen und seine Ressourcen in gegenseitiger Absprache zu managen. So soll eine gerechte und schonende Nutzung des Flusssystemes sichergestellt werden, von der sowohl die Bevölkerung als auch die Natur profitieren können. Jedes Mitgliedsland verfügt zudem über ein eigenes, nationales Komitee, das für die Umsetzung der gemeinsam gefällten Entscheidungen im jeweiligen Land zuständig ist. Im Jahr 2002 schlossen sich China und Myanmar der MRC als Dialogpartner an.

Das Hauptanliegen der Kommission ist der nachhaltige Umgang mit dem Mekong, wobei das Themenfeld weit ist. Es reicht von Landwirtschaft und Bewässerung über Schifffahrt, Energiepotential und Hochwasserschutz bis hin zu Fischerei, Umweltschutz und Tourismus.

„Die Menschen in Laos leben mit dem Mekong und von ihm“, sagt Virginia Addison, Pressesprecherin der Mekong-River-Commission. „Für viele ist der Fluss Lebensgrundlage. Zum einen bietet er ihnen natürlich Nahrung – der Großteil der Bevölkerung im Mekong-Delta arbeitet in der Landwirtschaft, die meisten betreiben Subsistenzwirtschaft. Und praktisch jeder fischt. Daneben wird der Mekong als Transportweg genutzt, und sein Wasser landet natürlich auch in den Haushalten. Wenn Qualität und Quantität nicht sichergestellt sind, sind die Menschen dort die ersten Leidtragenden.“

Das Potenzial des Mekong ist riesig, erklärt Virginia Addison. So steigt der Pegel des Flusses jedes Jahr zur Regenzeit um mehrere Meter an. Wenn der Mekong sich schließlich ins Südchinesische Meer ergießt, dann führt er die schier unvorstellbare Menge von rund 470 Milliarden Kubikliter Wasser mit sich.

## **21. „Wasser ist Macht, und Wasser ist Geld.“**

Im Wasser liegt Zukunft – die riesigen Vorräte könnten eine Menge Geld ins Land fließen lassen. Und weite Teile des gewaltigen Potentials liegen zurzeit noch brach. Die laotische Regierung sieht darin eine Chance und setzt für die Zukunft große Hoffnungen auf die Wasserkraft. Einerseits wächst im eigenen Land der Hunger nach Energie - bis 2010 sollen 70 Prozent aller Haushalte über Strom verfügen. Vor allem aber soll Laos in großem Stil Energie exportieren und – das ist der eigene Anspruch – gewissermaßen zu einer „Batterie Asiens“ werden. Denn der Strom, der hier produziert werden kann, übersteigt den laotischen Bedarf um ein Vielfaches, und die wirtschaftlich boomenden Nachbarn sind dankbare Abneh-



mer. Seit dem Jahr 2000 hat Laos jedes Jahr Strom im Wert von rund 100 Millionen US-Dollar an Thailand verkauft.

Im Land wird praktisch ein Staudamm nach dem anderen gebaut. Besonders bekannt ist das Mega-Projekt Nam Theun 2, ein 1,2-Milliarden-Dollar-Projekt, das unter anderem von der Weltbank finanziert wird und bis 2010 fertig sein soll. Während hier und an anderen Dämmen noch gebaut wird, sind die nächsten schon in Planung. Insgesamt hat Laos schon jetzt über 40 Staudamm-Projekte, darunter sechs Großprojekte. Und dabei werden im Moment nur zwei Prozent des Wasser-Potentials genutzt. Bis 2020 sind weitere 30 Wasserkraftwerke geplant. Finanziert werden sie zu 70 Prozent durch Auslandsdarlehen, der Rest stammt von Privatinvestoren – die natürlich ebenfalls aus dem Ausland stammen.

„Wasser bedeutet Geld und Macht. Warum sollte man nicht versuchen, damit etwas zu verdienen?“ fragt Cornelis van Tuyl. Er arbeitet für die GTZ als Projekt-Koordinator bei der Mekong-River-Commission. „Grundsätzlich ist das erstmal in Ordnung und eine gängige Praxis. Das machen andere Länder auch so.“ Er habe im Prinzip auch nichts gegen Wasserkraftwerke – solange der Bau ökologisch und sozial verträglich ablaufe. „Sozial verträglich bedeutet, dass Menschen, die in einem betroffenen Gebiet wohnen, nicht zwangsweise umsiedeln müssen, weil andere nun mal da einen Staudamm bauen wollen. Und wenn sie freiwillig umsiedeln, dann muss gewährleistet sein, dass sich dadurch ihre Lebensqualität verbessert oder zumindest gleich bleibt und nicht schlechter wird. Und wichtig ist auch, dass Minderheiten genauso behandelt werden wie Nicht-Minderheiten.“ Ökologisch sind solche Staudamm-Projekte für Cornelis van Tuyl nur dann vertretbar, wenn die Natur dadurch nicht in ihrem Gleichgewicht gestört wird. In der Vergangenheit haben Kritiker der Staudamm-Politik genau das aber immer wieder bemängelt.

Momentan zeichnet sich ein neuer Höhepunkt der Staudamm-Planungen ab, der Cornelis van Tuyl Anlass zur Sorge gibt. So seien sechs größere Staudamm-Projekte angedacht, die nicht in einem Nebenfluss des Mekong, sondern im Hauptstrom selbst liegen sollen: „Zum Beispiel gibt es Pläne, an den Mekong-Fällen an der Grenze zu Kambodscha im Süden des Landes einen Teil des Wassers abzusperren. Diese Wasserfälle sind unglaublich wichtig als Lebensraum für Fische – zwei Prozent der weltweiten Wild-Fisch-Produktion kommt aus dem Mekong. Und die lokale Bevölkerung könnte ohne den Fischfang gar nicht überleben. Aber das ist noch längst nicht alles. Im Mekong-Becken leben heute schon 60 Millionen Menschen, bis 2020 werden es 100 Millionen sein. Und von den Produkten aus der Mekong-Region profitieren 300 Millionen Leute. Wenn man hier in die Natur eingreift und das Gleichgewicht verändert, wird das immense Folgen haben.“



GTZ-Mitarbeiter Cornelis van Tuyll bringt es auf zwei einfache Formeln: Wenn Wasserkraft, dann in den Nebenflüssen des Mekong. Und lieber ein paar kleinere Staudämme als einen Megastaudamm.

Er selbst hat allerdings keinen Einfluss auf die Staudamm-Politik des Landes, auch wenn seine Arbeit durch die Entstehung von Staudämmen sehr wohl beeinflusst wird. Schon seit mehreren Jahren betreibt die GTZ Gemeinschafts-Projekte zusammen mit der Mekong-River-Commission. Die Projekte drehen sich immer um Ressourcen-Management. Im Moment ist van Tuyll für die Koordination des dritten gemeinsamen Projekts zuständig. Dabei geht es um „Watershed-Management“ – oder auf deutsch: Fluss-Einzugsgebiets-Bewirtschaftung. Cornelis van Tuyll lacht über den umständlichen deutschen Begriff. „Wobei das auch irgendwie passend ist“, meint der Niederländer. „Denn es ist schwierig, eine eindeutige Antwort auf die Frage zu bekommen, was Watershed-Management eigentlich ist. In den vier Mitgliedsländern der MRC bekommt man darauf vier verschiedene Antworten – je nach Interessenlage. Wir haben es dann so definiert: Alles, was im Hinterland des Flusses und im Gewässer selbst passiert und einen Einfluss auf das Wasser hat, muss koordiniert werden. Und das nennt man dann Watershed-Management.“ Das letztendliche Ziel sei ein gesundes Mekongbecken mit ausreichendem Wasser in guter Qualität für sämtliche Anrainer. „Das bedeutet: Die Bewohner am Oberlauf des Mekong müssen sich so verhalten, dass auch die am Unterlauf noch genug Wasser abbekommen. Und das ist teilweise schwierig zu vermitteln – schon auf Distrikt-Ebene und erst recht, wenn gleich vier Länder beteiligt sind, die alle in erster Linie ihre eigenen Interessen vertreten.“

Den Menschen in Laos, Thailand, Kambodscha und Vietnam klar zu machen, dass sie – auch wenn sie in verschiedenen Ländern leben – alle gemeinsam für den Fluss die Verantwortung tragen und niemand sein eigenes Süppchen kochen kann, ohne dabei auch anderen zu schaden, ist eine Mammut-Aufgabe. „Wasser kennt keine Staats- oder Provinzgrenzen“, erklärt Cornelis van Tuyll „für die Menschen ist es einfach da, wo sie wohnen. Dass es von irgendwo her kommt und irgendwohin fließt, darüber denken sie oft gar nicht nach. Wir wollen erreichen, dass hier ein Umdenken stattfindet, ein gemeinsames Nachdenken über das Wassersystem.“

Im Fall Laos kam in punkto Wasser noch etwas anderes erschwerend hinzu. Denn die Zuständigkeiten waren kompliziert: Bisher sei die Wasserfrage von verschiedenen Ministerien bearbeitet worden, berichtet Cornelis van Tuyll. So sei zum Beispiel das Thema Bewässerung im Landwirtschaftsministerium angesiedelt gewesen, Wasserkraft im Energieministerium, und Wasserdaten und Meteorologie wieder woanders: „Es war einfach unglaublich kompliziert. Jetzt soll alles, was mit dem Thema Wasser zu tun hat, von

einer Stelle aus koordiniert werden. Es soll ein neues Ministerium geschaffen werden, die „Water Resources and Environment Management Administration“. Dabei wird die laotische Regierung von der MRC und auch von GTZ-Mitarbeiter Cornelis van Tuyll beraten. Es sei gut und sinnvoll, alle Wasser-Angelegenheiten in eine Hand zu geben, meint er. Ein grundlegendes Problem ließe sich dadurch aber nicht lösen: Die Decke an qualifizierten Fachkräften sei unglaublich dünn und teilweise gar nicht vorhanden. „Es gibt viel zu wenige Leute hier, die das Rüstzeug und das Know-how haben, um mit einem derart komplexen Thema umzugehen. Es wird Jahrzehnte dauern, bis Laos diesen Rückstand aufgeholt hat. Das ist eine Generationen-Aufgabe.“ Genau wie die Schulung und Sensibilisierung der Bevölkerung in punkto Watershed-Management. Zumindest das Fundament dafür soll durch das derzeitige Pilot-Projekt von GTZ und MRC gelegt werden.

## **22. Jede Menge Notizen**

Der Startschuss für dieses erste große Watershed-Management-Projekt in Laos fiel im Jahr 2004. Insgesamt ist das Projekt auf zehn Jahre angelegt und in drei Phasen unterteilt: von der Vorbereitung bis zur praktischen Umsetzung. Im Moment läuft noch die zweite Phase, in der gesetzliche Richtlinien festgelegt werden. Ab Ende 2008 soll dann in den Projekt-Gebieten der vier MRC-Länder – parallel finden auch in Thailand, Kambodscha und Vietnam Pilot-Projekte statt – tatsächlich Watershed-Management umgesetzt werden.

Das laotische Projekt-Gebiet „Nam Ton Watershed“ liegt ungefähr 70 Kilometer westlich von Vientiane und ist ca. 800 Quadratkilometer groß. Insgesamt 31 Dörfer gehören dazu, verteilt über zwei Distrikte in zwei verschiedenen Provinzen. „Der untere Teil des Einzugsgebiets liegt im Distrikt Sangthong, der gehört zur Provinz Vientiane-Stadt. Und der obere Teil liegt in der Provinz Vientiane im Distrikt Hinheub“, erklärt Simonetta Siligato, DED-Beraterin bei dem MRC/GTZ-Pilotprojekt. Und diese Tatsache ist von Bedeutung, denn sie veranschaulicht ein zentrales Problem: „Watershed-Management ist eigentlich ein ständiger Diskussionsprozess aller Menschen oder Parteien, die in einem Flusseinzugsgebiet leben. Sie alle sollen regelmäßig miteinander sprechen und ihre Aktivitäten so abstimmen, dass sie zur nachhaltigen Nutzung und Erhaltung der natürlichen Ressourcen in ihrem Lebensraum beitragen. Das ist der Optimalfall. Es ist aber in der Realität schon schwierig, verschiedene Distrikte innerhalb einer Provinz dazu zu bringen, miteinander Informationen auszutauschen. Noch weitaus schwieriger ist es dementsprechend, wenn gleich zwei Provinzen

beteiligt sind.“ Genau darin liegt für Simonetta Siligato eine zentrale Herausforderung des Projekts.

Wir sitzen zu sechst im Auto. Neben dem Fahrer hocken – etwas gequetscht – Simonetta und ich. Hinten sitzen Simonettas Kollege Phoukhong Phongsa sowie Mr. Khampanh, der Leiter der Planungs- und Investment-Abteilung des Distrikts Sangthong und Mr. Khammoune, der stellvertretende Leiter des Distrikt-Kabinetts. Wir sind unterwegs: nicht im Projekt-Gebiet, sondern mehrere hundert Kilometer vom Nam Ton Watershed entfernt in der Provinz Xieng Khouang. Hierhin hat Simonetta Siligato ihre kleine Delegation für einen zweitägigen Studien-Ausflug gebracht. In Xieng Khouang entspringt der Nam-Ngum-Fluss, der Namensgeber von einem der ersten Staudamm-Projekte in Laos überhaupt: Der Nam-Ngum-Staudamm und der dazugehörige See entstanden Anfang der 70er Jahre. Und auch wenn dort kein klassisches Watershed-Management betrieben wird und die Vegetation große Unterschiede zu der im Nam Ton Watershed aufweist, gibt es doch einiges, was man sich abgucken kann, erklärt Simonetta Siligato: „Durch den Stausee hat sich das ganze Gebiet mitsamt seinen natürlichen Ressourcen verändert. Und so wurde es einfach notwendig, dass die Menschen neue Anbau- und Viehzuchtmethoden entwickelt haben, um sich auf die Veränderungen einzustellen. Ihr Wissen geben sie dann untereinander weiter, tauschen Erfahrungen aus, sprechen sich ab, lernen voneinander und planen schließlich gemeinsam für die Zukunft.“

Wie sich das in der Praxis eingespielt hat und wie es funktioniert, davon sollen sich Mr. Khampanh und Mr. Khammoune in Xieng Khouang selbst ein Bild machen. Denn auch in ihrem Projekt-Gebiet stehen für die Menschen Veränderungen an. „Bisher ist Brandrodung dort weit verbreitet. Diese Form der Landwirtschaft ist aber nicht mehr nachhaltig, weil die Bevölkerungsdichte einfach zu groß geworden ist und die Flächen nicht lange genug brach liegen, als dass wieder fruchtbarer Boden entstehen könnte. Das heißt, es wird zu oft etwas angebaut und der Boden laugt sich aus. In der Folge werden die Erträge geringer und die Natur über Gebühr beansprucht. Das heißt, die Leute müssen ihre Agrar- und Forstwirtschaft umstellen, um ihren Lebensunterhalt sichern zu können.“ Die Wasserqualität an sich sei noch relativ gut, sagt Simonetta. Und daran werde sich in den nächsten fünf oder zehn Jahren hoffentlich auch nichts ändern. „Aber trotzdem ist es für die Zukunft wichtig, dass die Jugend sich mit dem Thema auseinandersetzt. Hier geht es ja um langfristige Perspektiven.“

Wir fahren zum örtlichen Nam-Ngum-Projekt-Büro in Phonsavanh, wo wir von Koordinator Mr. Somboun empfangen werden. Von ihm erfahren wir, dass – wie übrigens in ganz Laos – jeder Distrikt in der Provinz Xieng Khouang in verschiedene so genannte „Village-Cluster“ unterteilt ist. Meh-

rere Dörfer bilden ein Cluster. Die Cluster wiederum verfügen jeweils über ein Informationszentrum für die lokale Bevölkerung. Dort gibt es zum Beispiel Tipps in punkto alternative Anbau- und Viehzuchtpraktiken. Mr. Khampanh und Mr. Khammoune machen sich eifrig Notizen: Denn auch im „Nam Ton Watershed“ soll es einmal eine solche Anlaufstelle geben. Doch die steht noch ganz am Anfang, und etwas Vergleichbares gab es dort bislang nicht. Die Beiden betreten also Neuland.

Dann geht es – dieses Mal mit zwei Autos – weiter. Mr. Somboun will uns eins der Informationszentren zeigen. Unterwegs halten wir plötzlich mitten auf einer Lehmstraße an. Ich frage mich warum, denn außer einer typischen Reisfeld-Terrasse ist nichts zu sehen. Simonetta erklärt mir, dass hier das Quellgebiet des Nam Ngum liegt. Ich kann keinen Fluss entdecken. Erst beim genauen Hinsehen erblickt man ein schmales Rinnsal zwischen zwei Feldern. Das ist alles. Schwer vorstellbar, dass hier der mächtige Nam Ngum entspringt.

Schließlich sind wir am Informationszentrum angekommen. Stolz zeigt man uns Schweine- und Rinderzucht, Vorratsraum und Büro. „Zu uns kann jeder Dorfbewohner kommen, um sich zu informieren und Tipps abzuholen. Wir sind jeden Tag rund um die Uhr hier“, erzählt einer der Angestellten. Außerdem wird genau Buch geführt über das „Village-Cluster“, seine Bewohner und auch den Viehbestand. Gespannt hören Mr. Khampanh und Mr. Khammoune zu. Ich verstehe zwar nicht, was sie die Belegschaft genau fragen, aber dass sie großes Interesse an dem haben, was sie hier erfahren, das kann ich auch ohne Laotisch-Kenntnisse erkennen.

Auch ein französisches Hilfsprojekt schauen wir uns an. Dabei geht es speziell um den Anbau von Feldfrüchten. Immer, wenn wir stehen bleiben, kniet sich Mr. Khammoune hin, zückt den Kugelschreiber und benutzt den Oberschenkel als Unterlage für seinen Schreibblock. Als der Rundgang über die Felder vorbei ist, frage ich ihn, was er aus seinen Erfahrungen in Xieng Khouang mit nach Hause nimmt. „Ich denke, wir können uns hier einiges abgucken“, sagt Mr. Khammoune, „die Grundidee ist sehr gut. Es geht um die nachhaltige Bewirtschaftung und Nutzung des Landes – und das funktioniert in Xieng Khouang schon nach einem System. Bei uns ist das weitgehend noch nicht so, aber ich hoffe, dass uns diese Studien-Reise dabei hilft, dass wir eines Tages genauso weit kommen. Jetzt ist es vor allem wichtig, den Menschen in unseren Dörfern von dem, was wir hier gelernt haben zu berichten, damit sie denselben Wissensstand haben und wir alle gemeinsam an unserem Ziel arbeiten können.“ Mr. Khampanh sieht es genauso: „Ich halte besonders die Hilfestellung, die die Informationszentren den Landwirten hier bieten, für wichtig. So etwas würde ich bei uns auch gern einrichten. Jetzt müssen wir uns genau informieren, wie man so ein Zentrum aufbaut.“

Als die Sonne langsam hinter den Hügeln von Xieng Khouang verschwindet, sind wir auf dem Rückweg zum Hotel. Simonetta Siligato ist zufrieden mit dem Tag. Es lief so, wie sie es sich erhofft hatte: „Die zwei waren total bei der Sache, man konnte richtig sehen, wie sie das neue Wissen aufsaugen. Ich denke, dass sie zu Hause ganz viel zu erzählen haben. Nach ihrer Rückkehr müssen sie außerdem einen Bericht über die Fahrt verfassen, der dann auf der wöchentlichen Behörden-Sitzung besprochen wird. Im Optimalfall diskutieren sie darüber, welche Maßnahmen aus Xieng Khouang man auch auf Nam Ton übertragen kann. Und ich hoffe darauf, dass dann Anfragen an uns gerichtet werden – wie zum Beispiel: Wir würden gern ein Training in die und die Richtung machen. Ist es möglich, dass wir das bei uns machen? Das würde ich mir wünschen.“

### 23. Schatten der Vergangenheit

Laos hat den Blick in Richtung Zukunft gerichtet – aber welche Vergangenheit das Land hinter sich hat, das ist nach wie vor deutlich sichtbar. Das dunkelste Kapitel in der jüngeren laotischen Geschichte liegt nur ein paar Jahrzehnte zurück: der Vietnam-Krieg. Auch 35 Jahre nach dem Ende dieses Krieges leidet Laos noch immer an den Folgen.

Laos war damals offiziell neutral. Getroffen wurde es aber trotzdem – in einem geheimen Krieg, von dem die Welt nichts wissen sollte. So warfen die USA zwischen 1964 und 1973 über einem Land, mit dem sie eigentlich gar keinen Krieg führten, mehr als zwei Millionen Tonnen Bomben ab, um verbündeten vietnamesischen Vietcong-Kämpfern, die von Laos aus über den Ho-Chi-Minh-Pfad unterstützt wurden, Rückzugs- und Versorgungswege abzuschneiden. Zum Vergleich: Das sind mehr, als während des Zweiten Weltkriegs auf Deutschland und Japan zusammen fielen. Gemessen an der Bevölkerungsdichte – damals gab es rund drei Millionen Einwohner – ist Laos damit das am meisten bombardierte Land der Welt.

Und diese Bomben fordern noch immer neue Opfer: Ein Drittel von ihnen ist nach offiziellen Schätzungen damals nicht explodiert. Laos ist seit dieser Zeit mit Blindgängern übersät, 15 der 18 Provinzen werden als schwer verseucht eingestuft. Für den landwirtschaftlich geprägten Staat stellt diese „unexploded ordnance“ – kurz UXO – ein großes Problem dar. Regelmäßig stoßen Menschen bei der Feldarbeit auf Minen und Streubomben, die so genannten „Bombies“, werden verletzt oder getötet. Und so wird die Liste der Opfer auch mehr als drei Jahrzehnte nach dem Ende des Vietnam-Krieges noch immer länger.

## 24. „Diese Aufgabe wird nie ganz erledigt sein.“

Die Zeugnisse aus der Zeit des Vietnam-Krieges sind ein fester Teil der jüngeren laotischen Geschichte. Und sie werden auch ein Bestandteil der Zukunft sein. Denn einen Zeitpunkt, an dem sämtliche Blindgänger entschärft und vernichtet sind, wird es nicht geben. „Ein völlig UXO-freies Laos ist eine Utopie. Was wir versuchen, ist, das Land „impact-free“ zu bekommen“, sagt Joanne Durham „und selbst das wird noch mindestens 10 Jahre dauern, wahrscheinlich länger.“ Joanne Durham ist die Leiterin von MAG-Lao. MAG steht für „Mines Advisory Group“. Seit 1994 ist die international operierende NGO in Laos vertreten. Sie startete damals das erste humanitäre „UXO-Clearance-Projekt“ des Landes. Nur wenig später nahm auch UXO Lao – die offizielle Clearance-Organisation der Regierung – ihre Arbeit auf.

MAG arbeitet in enger Absprache mit der laotischen Regierung. Im Jahr 2000 hatte die NGO sogar sämtliche Projekte an UXO Lao übertragen, erst seit 2004 betreibt MAG wieder sechs eigene Projekte. 2006 haben die Mitarbeiter über 600.000 Quadratmeter Land von Blindgängern befreit und insgesamt fast 18.000 gefährliche Objekte entfernt und zerstört.

Die Zentrale von MAG liegt in Vientiane, die eigentlichen Einsatzgebiete nicht. MAG ist in zwei der am schlimmsten verseuchten Provinzen aktiv: in der zentral-laotischen Provinz Xieng Khouang und in der zu Süd-Laos zählenden Provinz Khammouane. In beiden Provinzen laufen derzeit jeweils drei Programme. Insgesamt hat die Organisation im Land knapp 250 festangestellte Mitarbeiter (davon neun Ausländer), dazu kommen 400 lokale Kräfte, die die Teams vor Ort unterstützen. Besonders fördern möchte MAG laotische Frauen, bis zum Jahr 2009 sollen 35 Prozent der Belegschaft weiblich sein. Es fehlt nicht mehr viel, um dieses Ziel zu erreichen: schon jetzt liegt die Marke bei 33 Prozent. „In vielen Regionen haben Frauen nur wenige Möglichkeiten, durch einen festen Arbeitsplatz zum Familien-Einkommen beizutragen. Bei uns übernehmen sie verantwortungsvolle Aufgaben – und das stärkt auch ihre Rolle in der Gesellschaft und besonders in ihrem direkten Lebensumfeld. Wir hoffen, dass wir damit auch andere Arbeitgeber ermutigen, mehr Frauen einzustellen“, sagt Joanne Durham. Eins der fünf technischen „Clearance-Teams“ ist ein reines Frauenteam.

Durchschnittlich haben die Teams jeweils drei Wochen Zeit, um ein Dorf oder Gelände mit ihrem technischen Gerät nach UXO zu durchkämmen. Dann werden sie an den nächsten Einsatzort geschickt. Vor Ort besteht ihre Aufgabe aber nicht nur darin, die Bomben und Minen zu finden, sondern auch, die Bevölkerung aufzuklären, berichtet Joanne Durham. Wobei diese Aufklärung vornehmlich für die jüngere Generation gedacht ist: „Menschen, die seit Jahr-

zehnten mit der Gefahr leben müssen, wissen Bescheid über UXO und haben ihre eigenen Strategien entwickelt, um die Risiken im Alltag so gering wie möglich zu halten. Wichtig ist es, bei Kindern das Bewusstsein für UXO zu schärfen. Sie haben den Krieg nicht selbst erlebt und sind deshalb nicht so sensibilisiert wie ältere Menschen. Deshalb bitten uns auch immer wieder Eltern, die Kinder über die Risiken zu informieren.“ Das passiert beispielsweise durch Plakate: kreisförmig sind die verschiedenen Geschosse, die im Boden lauern können, auf großen Papptafeln abgebildet. In der Mitte prangt ein Totenkopf. So sollen Kinder lernen, gefährliche Objekte – beim Spielen im Wald oder auf dem Feld – direkt am Aussehen zu erkennen. Außerdem gehen MAG-Mitarbeiter regelmäßig in Schulen, um dort Aufklärungsarbeit zu leisten.

Trotzdem passieren weiterhin Unfälle, doch das liegt nicht an der Unwissenheit der Menschen, sondern vielmehr an ihrer Lebenssituation: „Sie MÜSSEN ihre Felder bestellen, um zu überleben“, sagt Joanne Durham. „sie haben gar keine andere Wahl. Und daneben sammeln viele Menschen Altmetall, um es später verkaufen zu können. Dabei finden sie neben ungefährlichem Kriegsschrott auch immer wieder UXO. Aber sie brauchen diese Einnahmequelle – und deshalb sammeln sie, auch wenn sie wissen, dass es gefährlich ist.“

Es gibt eine direkte Verbindung zwischen Armut und UXO, sagt Joanne: „Die Mehrheit der Menschen in den besonders verseuchten Provinzen ist arm, und sie ist auch deswegen arm, WEIL in ihrer Umgebung so viele Blindgänger vergraben liegen. Die meisten leben von der Landwirtschaft, aber sie können beispielsweise ihre Reisfelder und ihre Gemüsegärten kaum nutzen oder neue Anbauflächen erschließen, sie können nicht in den Wald gehen um zu jagen – immer aus Angst, auf UXO zu stoßen. Auch die Transportwege sind kontaminiert, sprich: Die Bauern haben so gut wie keinen Marktzugang und können ihre Produkte nicht verkaufen.“

Die Dörfer so zu reinigen, dass der Boden für die Bevölkerung nicht zur Todesfalle wird, das ist das Ziel von MAG. Und damit trage die Organisation auch einen Teil zur Armutsbekämpfungs-Strategie der Regierung und zum Erreichen der Millenniums-Ziele bei. Allerdings sei es insgesamt eine Sisyphos-Aufgabe mit offenem Zeitrahmen.

Genauere Angaben, wie viel UXO noch im Land verteilt ist, gibt es nicht. 1996 schätzten die UN die Menge noch immer auf rund 500.000 Tonnen.

## **25. „Weißer Pfosten bedeutet: Sicheres Gelände“**

Die Ebene der Tonkrüge ist ein großes Kapital der Provinz Xieng Khouang. Täglich rollen Busse mit Touristen heran, die die geheimnisvollen Ge-



fäße sehen möchten. Drei Fundstellen sind für Besucher geöffnet. Die größte liegt ungefähr sieben Kilometer außerhalb von Phonsavanh – und am Eingang prangt ein großes Schild mit Totenkopf-Symbol. Darunter die Information, dass dieses Gelände von MAG UXO-gereinigt und sicher ist. Das Gleiche gilt auch für die Stätten Zwei und Drei.

Tonkrüge gibt es noch weit mehr, sie wurden an insgesamt über 50 verschiedenen Stellen gefunden, aber für Touristen stehen sie im Moment noch nicht auf dem Programm. Denn der Boden, auf dem weitere Krüge gefunden wurden, ist noch UXO-verseucht. New Zealand Aid fördert deshalb seit 2004 gemeinsam mit der UNESCO und der laotischen Regierung ein MAG-Programm in Xieng Khouang, um auch neue „Plain of Jars Sites“ für zahlendes Publikum zugänglich zu machen und außerdem das Gebiet für die Bevölkerung zu säubern. Ich habe allerdings schon jetzt das Glück, die Tonkrüge sehen und vor allem ein MAG-Team bei der Arbeit beobachten zu können.

In einem weißen Geländewagen geht es hinauf in die sanft ansteigenden Berge um Phonsavanh. Zuerst auf asphaltierter Straße. Dann kommen Ley – mein Übersetzer – und ich an einen Schlagbaum und müssen zweitausend Kip (ca. 15 Cent) bezahlen. Dafür dürfen wir die weiterführende Schotterstraße passieren. Vielleicht zwanzig Minuten geht es auf der kurvenreichen Straße an ein paar Dörfern vorbei, dann biegen wir auf einer Anhöhe ab. Schon von weitem leuchtet uns das Totenkopf-Symbol mit dem MAG-Schriftzug entgegen. Dieses Mal mit der Aufschrift: „This area is currently being cleared of unexploded ordnance“.

Das Dorf besteht aus ein paar Holzhäusern. Auf einer Wiese dazwischen parken mehrere Geländewagen, und zwei Männer sitzen in blumann-artigen Anzügen auf Plastikstühlen unter einen Sonnenschirm – das ist die örtliche MAG-Einsatzzentrale. Die beiden haben auf uns gewartet. „Sabai-dee“, schallt es mir entgegen. „Ich bin Bouaphet, und ich leite das Clearance-Team.“ Insgesamt besteht das Team aus 14 Leuten: neben dem Teamleiter und seinem Stellvertreter gibt es außerdem zwei Ärzte, zwei Fahrer und acht ausgebildete UXO-Techniker. Vor dem eigentlichen Clearance-Einsatz kommt ein Vorausteam vorbei – das Community-Liaison-Team – um das Gelände zu untersuchen und schon möglichst viele Informationen zusammen zu stellen.

Und dann gibt es noch die lokalen Mitarbeiter: Denn unterstützt wird die MAG-Truppe zusätzlich von 15 Dorfbewohnern, den so genannten „Villager Assistance Clearers“. „Das machen wir bei jedem Einsatz so“, erklärt Bouaphet, „und wir versuchen, vor allem die Ärmsten ins Team zu holen und ihnen so zumindest für ein paar Wochen Arbeit zu geben.“ Die Dorfbewohner haben die Aufgabe, Bäume zu fällen oder von Ästen zu befreien,

damit die MAG-Techniker bei ihrer Arbeit mit den Metall-Detektoren freies Gelände vorfinden. Vor ihrem Einsatz werden sie einen Tag lang geschult und über die Gefahren aufgeklärt. Dabei lernen sie natürlich auch, woran man UXO erkennt. Für ihre Unterstützung erhalten sie 30.000 Kip pro Tag, das sind ungefähr 3 US-Dollar.

Das Projekt an der neuen Plain-of-Jars-Fundstelle läuft erst seit knapp einer Woche. Noch fast bis Mitte Dezember 2007 wird der Einsatz dauern. Solange wohnen die MAG-Mitarbeiter in angemieteten Häusern im Dorf. „In jedem Dorf, in dem wir eingesetzt werden, reinigen wir rund zwanzigtausend Quadratmeter Bodenfläche. Und dieses Land können die Bewohner dann bewirtschaften – ohne dabei Angst haben zu müssen. So tragen wir auch dazu bei, dass sie mehr ernten können und sich ihr Lebensstandard verbessert“, sagt Bouaphet. Und in diesem konkreten Fall soll später auch Geld durch Touristen eingenommen werden, die die „neuen“ Tonkrüge besichtigen.

Von meinem Sitzplatz aus kann ich das Team auf einem Hügel auf der anderen Seite der Schotterstraße beobachten. Aber noch gehen wir nicht hinauf, denn zuerst steht noch mein Sicherheits-Briefing an. Bouaphet erklärt mir, dass ich immer auf den markierten Wegen bleiben muss, denn die sind bereits auf Blindgänger untersucht. Das sieht man daran, dass an beiden Seiten des Pfades dünne weiße Pfähle im Boden stecken. Die Pfähle spielen eine wichtige Rolle: Insgesamt gibt es acht verschieden lange und in verschiedenen Farben bemalte – und jeder Pfahl hat eine bestimmte Bedeutung. Bei langen roten beispielsweise ist Vorsicht geboten, sie bedeuten, dass hier UXO gefunden und noch nicht entfernt wurde. Vier dieser roten Pfähle werden dann um die betreffende Stelle in den Boden gerammt. Trifft man auf einen gelb-roten Pfahl, dann ist das „Fundstück“ bereits entschärft. Neben den großen gibt es auch kleine Markierungen. Damit wird zum Beispiel das Gelände in kleine Quadrate unterteilt, die dann systematisch abgesucht werden.

Die Arbeit läuft nach dem Vier-Augen-Prinzip, alles wird zur Sicherheit gegengeprüft. Wenn ein UXO-Techniker mit seinem Quadrat fertig ist, ruft er seinen Teamleader, der das Gelände noch einmal mit dem Detektor kontrolliert. Schlägt das Gerät aus, muss die gesamte Fläche neu abgesucht werden. Der Teamleiter oder sein Stellvertreter müssen auch sofort verständigt werden, wenn etwas Verdächtiges gefunden wird. Zur Kommunikation gibt es Walkie-Talkies. „Für alle Fälle haben wir auch zwei Ärzte und einen Krankenwagen gleich hier vor Ort, und das nächste kleinere Krankenhaus ist acht Kilometer entfernt, so dass wir kleinere Verletzungen gleich hier behandeln können. Bei schlimmeren Verletzungen müsste man 25 Kilometer nach Phonsavanh fahren“, sagt Bouaphet. Und fügt hinzu: „Bisher haben wir das aber nicht gebraucht, denn es gab keine Unfälle.“

Auf die Frage, ob er bei der Arbeit manchmal auch Angst habe, lacht Bouaphet nur. „Nein“, sagt er, „ich sehe es mehr als verantwortungsvolle Herausforderung. Außerdem sind unsere Teams gut geschult und arbeiten sehr vorsichtig.“ Zu dieser Vorsicht gehört auch, dass sämtliches Gerät jeden Morgen vor Arbeitsbeginn genau kontrolliert wird. Es gibt ein Testfeld, in dem Metall-Stücke vergraben liegen. Hier MÜSSEN die Detektoren Alarm schlagen. Ein UXO-Techniker demonstriert das Prozedere. Langsam geht er mit dem Gerät das Gelände entlang, wobei er das Gestänge vielleicht zehn oder fünfzehn Zentimeter über dem Boden hält. Mehrfach ertönt ein Fiepton, jedes Mal, wenn die Sensoren Metall im Boden wahrnehmen. So soll es sein. Oben auf dem Hügel arbeiten die MAG-Mitarbeiter immer in Zweier-Teams. Einer führt den Metall-Detektor, der andere trägt eine Schaufel, mit der er Erde wegschaben oder kleine Löcher graben kann.

Wir gehen langsam zwischen den Bäumen entlang – wobei ich immer darauf achte, möglichst in die Fußstapfen von Bouaphet zu treten. Die Gruppe der Dorfbewohner kommt an uns vorbei. Sie verbringen ihre Mittagspause zu Hause, erklärt der Teamleader. Ich schaue nach rechts, wo zwei Tonkrüge zu sehen sind. Und als ich wieder nach vorn schaue, sehe ich vier rote Pfosten direkt neben einem Baum. Hier wurde UXO gefunden. In einem kleinen Loch im Boden liegen mehrere Munitionsköpfe aus dem Vietnamkrieg. Würde man nicht genau hinsehen, könnte man sie auch für Holz halten oder einfach nicht bemerken, denn die Farbe ist fast identisch mit dem Waldboden. Auch wenn es „nur“ vier kleine Teile Munition sind – es ist etwas anderes, sie tatsächlich zu sehen. Und festzustellen, wie leicht man sie auch übersehen könnte, wenn man nicht ständig auf der Hut ist. Der Anblick führt einem die Gefahren, mit denen die Menschen in weiten Teilen von Laos seit mehr als 30 Jahren leben müssen, plastisch vor Augen. Gleichzeitig erinnert er daran, dass noch immer mehrere hunderttausend Tonnen UXO in und auf dem Boden lauern. Auch künftige Generationen werden noch lange unter dem Erbe des längst vergangenen Krieges zu leiden haben.

## **26. Wie Santar wieder laufen lernte**

Das kleine Mädchen sitzt auf dem Schoß seiner Mutter. Es ist vielleicht drei Jahre alt. Schüchtern dreht es den Kopf weg, als es uns kommen sieht. Da, wo eigentlich das linke Bein des Mädchens sein sollte, ist nur noch ein Stumpf. Das Kind ist beim Spielen auf eins der so genannten Bombies gestoßen, das ihm den Unterschenkel und Teile des Oberschenkels weggerissen hat. Draußen im Vorhof ist eine Gruppe von Erwachsenen. Zwei Männer gehen zwischen barrenartigen Stangen entlang. Vorsichtig setzen sie

einen Fuß vor den anderen – sie lernen langsam wieder laufen. Mit ihren neuen Prothesen.

Ich bin im Rehabilitationszentrum von COPE, einer Organisation, die sich um Amputations-Opfer kümmert. Fast die Hälfte der Patienten wurde durch UXO zu Krüppeln. In Laos dauerte es lange, bis es für sie eine Anlaufstelle gab. Die Menschen schnitzten sich selbst Prothesen aus Holz oder benutzten Plastik-Cola-Flaschen für ihren Stumpf, sie lebten mit Wundschmerzen und Entzündungen und waren stark eingeschränkt. 1997 schließlich wurde COPE (Cooperative Orthotic and Prosthetic Enterprise) vom laotischen Gesundheitsministerium sowie mehreren internationalen Organisationen gegründet. Bis heute ist die Organisation im ganzen Land der einzige Hersteller von Prothesen.

Jo Pereira ist Projekt-Koordinatorin bei COPE. Die Britin kam vor zweieinhalb Jahren als Urlauberin nach Laos – und blieb: „Das Land und die Menschen hier haben mich einfach so tief berührt und ergriffen, dass ich mich sofort beworben habe, als ich von dem Job hörte.“ Insgesamt hat COPE 130 Mitarbeiter, nicht nur in der Zentrale in Vientiane, sondern auch in vier anderen Städten über das Land verteilt. Die Klinik und das Rehabilitationszentrum liegen am Rand des Stadtkerns. Im Hauptgebäude befinden sich die Behandlungszimmer sowie die Werkstätten. Einer der Räume ist von Gipsspuren übersät: Hier werden die genauen Abdrücke für die späteren Prothesen ausgegossen. Daneben ist ein Maschinenraum, in dem der Kunststoff geformt wird. Und wieder eine Tür weiter sitzt ein Angestellter und arbeitet am Feinschliff einer fast fertigen Beinprothese. Im Moment leitet eine britische Expertin die komplexe Anfertigung. Unterstützt wird sie dabei von 14 laotischen Mitarbeitern, die vorher in Kambodscha geschult wurden, erklärt Jo Pereira. „Unser Ziel ist es, das die einheimischen Kräfte nicht nur bei der Produktion, sondern auch im therapeutischen Bereich selbstständig arbeiten und so irgendwann die Verantwortung für die Klinik übernehmen können.“

Die Anlage bietet Platz für 50 stationäre Patienten, dazu kommen ambulante Fälle aus der Umgebung. Neben UXO-Opfern werden auch Menschen, die beispielsweise ein Bein bei einem Autounfall oder durch Krankheiten verloren haben, aufgenommen. Insgesamt hat COPE im Jahr 2006 um die 3.500 Patienten behandelt. Einige bleiben nur ein paar Tage oder Wochen, andere bis zu einem halben Jahr. Die Produktionskosten sind verglichen mit anderen Ländern sehr gering: so rechnet man für eine Beinprothese mit ungefähr 50 US-Dollar.

Um ihre Arbeit auch über die fünf COPE-Standorte hinaus im Land bekannt zu machen, fahren die Mitarbeiter gezielt in die Provinzen. Dort müssen sie oft Überzeugungsarbeit leisten, um Betroffene dazu zu bringen, sich

helfen zu lassen. Denn das Vertrauen in das laotische Gesundheitswesen ist bei vielen mehr als erschüttert – sie fühlen sich seit Jahrzehnten mit ihren Handicaps von der Regierung im Stich gelassen. Nach offiziellen Angaben leben in Laos 45.000 Menschen mit körperlichen Behinderungen. Aber Jo Pereira hält diese Schätzung für „extrem konservativ“.

Ein großes Problem der Organisation ist die Finanzierung. Die Regierung zahlt zwar den Strom und das Gehalt der Angestellten, der „Rest“ aber – Reisen, Krankentransporte, Prothesen, Medikamente, Behandlung und Unterkunft der Patienten – setzt sich aus Spendengeldern aus aller Welt zusammen.

„Unsere Hoffnungen ruhen mehr und mehr auf Touristen“ meint Jo Pereira. Sie sollen in Zukunft konkret auf das Zentrum aufmerksam gemacht werden. Aus diesem Grund wird zurzeit an einem neuen Besucherzentrum gebaut. Dort sollen die Gäste mit Hilfe einer Foto- und Prothesen-Ausstellung, einer Film-Dokumentation und Informations-Material auf die Situation der Bomben- und Minenopfer aufmerksam gemacht werden. „Ein großes Problem ist, dass viele Leute gar nicht wissen, wie sehr Laos vom Vietnam-Krieg tatsächlich betroffen war und ist“ sagt Jo Pereira. „Und das wollen wir ändern.“

In ihren zweieinhalb Jahren bei COPE hat Jo Pereira viele Patienten-Schicksale erlebt. „Jeder hat seine eigene Geschichte“ erzählt sie „aber manche bleiben besonders lange im Gedächtnis haften.“ Am meisten berührt hat sie der Fall des kleinen Santar aus Muang Sing – der Junge gehört zu den Nicht-UXO-Patienten. Anfang 2005 hatte der Sechsjährige einen Unfall: Er war mit seinem Vater zu Fuß unterwegs. Der Vater überquerte eine Straße und forderte Santar auf, ihm zu folgen. Weil er aber taub war, hörte er nicht, dass sich ein LKW näherte. Santar folgte der Anordnung seines Vaters und wurde überfahren. Er verlor eines seiner Beine komplett, das andere erlitt eine Fehlstellung und heilte nicht ab. Der Junge war praktisch bewegungsunfähig. Durch Zufall erfuhr Jo Pereira von Santar, als sie im Januar 2007 in der Nähe seines Dorfes einen anderen Patienten besuchte. Sie begab sich auf die Suche nach Santars Elternhaus.

Jo Pereira zeigt mir ein Foto. „So haben wir ihn vorgefunden.“ Santar sitzt mit ausdruckslosem Gesicht auf einem Holz-Hocker. So wie jeden Tag. Der Junge hatte das Zimmer seit zwei Jahren nicht mehr verlassen.

Jo Pereira überzeugte die Familie, Santar zu COPE nach Vientiane zu bringen. Und dort blühte er regelrecht auf. Das eine Bein wurde durch eine Operation und mit Hilfe einer Schiene gerichtet, für das andere bekam Santar eine Prothese. „Ich habe noch nie eine derartige Kämpfer-Natur erlebt“, erinnert sich Jo Pereira. „Er hat pausenlos trainiert, um endlich wieder laufen zu können. Denn sein großer Traum war es, wieder zur Schule gehen zu

können.“ Und den hat er sich durch seinen eisernen Willen auch erfüllt: Vier Monate später verließ er die Klinik – ohne Krücken. Heute geht Santar neben der Schule in seiner Freizeit gern schwimmen. Jo zeigt mir noch mehr Fotos: Santar mit Schwimmreifen und blauer Taucherbrille, Santar stolz vor der Tafel in seinem Klassenzimmer. Eins ist auf beiden Bildern gleich: Er strahlt über das ganze Gesicht.

„Als Santar aus Vientiane nach Hause kam, konnte seine Mutter die Veränderung ihres Kindes kaum glauben“, erzählt Jo Pereira. „Sie sagte nur immer wieder: Seit zwei Jahren habe ich Santar nicht mehr lachen gesehen. Endlich habe ich meinen Sohn zurück.“

## 27. Was bleibt?

„Es tut sich schon was im Land, die Fahrtrichtung stimmt. Jetzt geht es vor allem darum, möglichst viele Menschen mit ins Boot zu holen. Und im Moment ist das Boot noch nicht einmal halb voll.“ Diesen Satz habe ich während meiner sechs Wochen in Laos mehrfach gehört, so oder in leicht abgewandelter Form. Und er deckt sich mit dem, was ich selbst in Zentral- und Nord-Laos beobachtet habe. Dass sich das Land entwickelt, ist unübersehbar, die Unterschiede allerdings sind groß.

Vientiane oder Luang Prabang habe ich als aufstrebende und moderne Städte erlebt – mit einer Mittelschicht, die von der Öffnung des Landes und den damit verbundenen Veränderungen profitiert. Einen großen Anteil an dem mehr oder weniger bescheidenen Wohlstand der Bevölkerung haben hier die Touristen, die jedes Jahr zahlreicher nach Laos kommen. So entstehen immer mehr Hotels, Restaurants oder Geschäfte aller Art, um der wachsenden Nachfrage gerecht zu werden. Die touristisch attraktiven Ziele gehören klar zu den Gewinnern des Wandels. Die bisherigen Verlierer sind ebenso klar die ländlichen Regionen – also weite Teile des Landes. Dort hat man teilweise den Eindruck, in einer ganz anderen Welt zu sein. Bestes Beispiel dafür waren für mich die Akha-Dörfer in Muang Sing im Norden des Landes.

Ob es innerhalb der nächsten zehn oder fünfzehn Jahre gelingen kann, diese Kluft zu schließen – zwischen sich schnell verändernden Städten und Dörfern, in denen die Zeit praktisch stehen geblieben zu sein scheint – das wage ich persönlich nach dieser Reise zu bezweifeln. Wobei man in sechs Wochen natürlich nur einen Bruchteil des Landes kennen lernen kann, und die Zeit bei weitem nicht ausreicht, um zu einem abschließenden Urteil zu kommen. Und ich lasse mich in diesem Punkt gern eines Besseren belehren.

Ich habe Laos als extrem gastfreundliches Land mit sehr sympathischen und hilfsbereiten Menschen erlebt, und die Reise im Rahmen des Heinz-Kühn-Stipendiums hat Lust auf mehr gemacht. Ich werde sicher wieder nach Laos reisen, und ich hoffe, dass ich dann auch sagen kann: „Meine Güte, ich erkenne das Land kaum wieder“ – ähnlich enthusiastisch wie Mila, die junge Frau, die auf dem Hinflug von Bangkok nach Vientiane zwei Reihen hinter mir saß.